

Der Ekel.

Von

Aurel Kolnai (Wien).

Einleitung.

Das Problem des Ekels ist, soweit unsere Kenntnis reicht, bisher arg vernachlässigt worden. Verglichen mit dem wissenschaftlich-psychologischen und metaphysischen Interesse, das sich dem Haß und der Angst, von der „Unlust“ gar zu schweigen, zugewandt hat, stellt der Ekel, obwohl ein gewöhnlicher und recht prägnanter Bestandteil des Gefühlslebens, ein unbearbeitetes, unerforschtes Gebiet dar. Allenfalls wird er abgehandelt als „gesteigerter Grad des Mißfallens“, als „Breachreiz“ oder als „Reaktionsbildung im Gefolge einer Triebverdrängung“. Allein das Gefühl, die Haltung des Ekels besitzt eine derart eindeutig und einheitlich gekennzeichnete, wohl identifizierbare Qualität, die dabei so schwer begrifflich sich erläutern läßt und trotzdem so wenig als eine Urgegebenheit der Natur (wie etwa Anziehung und Abstoßung) angesprochen werden kann, daß hier ernstliche phänomenologische Nachforschung durchaus angebracht zu sein scheint. Das Interessante des Gegenstandes steigert sich dadurch, daß dem Ekel trotz seiner — etwa im Vergleich mit der Angst — spezielleren, zugespitzteren Tönung ein merkwürdig breites Erstreckungsgebiet eignet: in der physiologischen und in der moralischen Sphäre können wir mit geringem Färbungsunterschied denselben „Ekel“ verspüren, schärfer ausgedrückt: kann uns nahezu dasselbe „Ekelhafte“ gegenwärtig sein. (Wieweit jenes schon dieses einschließt, dürfte aus dem Späteren erhellen.)

An eine strenge Beschränkung auf das „Phänomenologische“ soll indes unsere Anstrengung nicht gewandt werden. Gewiß treiben wir zugleich Psychologie, beschreibende Ästhetik, vielleicht gar Metaphysik. Das methodologisch Wesentliche ist nur die phänomenologische Absicht, welcher die unwillkürlich mit „unterlaufende“ Aufhellung jener Hintergründe eher förderlich als hinderlich sein kann: die Absicht also, Wesen, Bedeutung, Intention des Ekels und

gleichsam das Zusammenhangsgesetz seiner Gegenstandswelt zu erfassen. Dies werden wir nicht in letzter Linie an Hand einer Parallele mit der Angst versuchen. Endlich soll auch die Bedeutung des Ekels für die Ethik kurz untersucht werden.

I. Zur Abgrenzung des Ekels.

1. Gesichtspunkte.

Der Ekel gehört in die Reihe der sogenannten „Abwehrreaktionen“, man könnte auch zarter sagen der Ablehnungstönungen: — als da sind Mißfallen, Haß, Leid (an etwas), Schaudern (über etwas) usw. Begriffliche Unterscheidungen können von mehreren Gesichtspunkten aus vorgenommen werden. Wir möchten deren sieben herausgreifen, ohne zu leugnen, daß unter manchen von ihnen ein engeres Wechselverhältnis herrscht, und daß sie andererseits keineswegs die einzig möglichen sind.

a) Der Gegenstandsbereich. Ekel bezieht sich niemals (die Ausnahme des „Schmutzes“ siehe III. 2d) auf Anorganisches, Lebensfreies; Angst oder Mißfallen kennen diese Bedingung nicht. Haß oder gar Verachtung engen den Kreis noch mehr nach „unten“ zu ein; dabei gibt es trotz der eindeutiger-ethischen Bezugnahme der Verachtung eine Klasse der Verhaltungstypen, auf die sie gerichtet sein kann, der Haß aber im primären Sinne nicht. Läppisches Denken kann Verachtung, ja Unbehagen auslösen, aber keinen Ekel; das als „ungefährlich“ Gekannte kann im allgemeinen nicht furchtbar, wohl aber ekelhaft sein.

b) Die Intentionalität. Sie steht im Vordergrund bei Haß und Verachtung, weniger schon beim Ekel, noch weniger vielleicht beim Zorn, sinkt auf ein Mindestmaß herab bei Unmut und gar erst Unbehagen. Die Art der Intendierung wird uns eigens beschäftigen. Ein weiteres Schwanken des Intentionalitätsgrades finden wir beim Leid (ein „echteres“ Fehlen der Intentionalität ist für die bloße Unlust möglich) und, freilich wieder ganz anders strukturiert, bei der Angst.

c) Die Zuständlichkeit. Sie ist nicht restlos der bloße Reziprokwert der Intentionalität. Gewiß ist Haß mehr ein Zustand als Verachtung, Ekel mehr als Haß, Zorn mehr als Ekel. Aber Zorn ist gleichsam voll-zuständlich, nicht minder zuständlich als Unmut. Leid ist zuständlicher als Unlust, weil es mehr eine Modalität der gesamten Aktualverfassung der Person ist.

d) Die Unmittelbarkeit oder Ursprünglichkeit. Im umgekehrten Verhältnis zu ihr kann die Abwehrreaktion mehr

oder weniger durch Kenntnisse und feste Werthaltungen bedingt sein. „Verachtung“ und „Unbehagen“ sind auch hier die beiden Endpunkte der Reihe. Doch ist Ekel, obwohl schärfer intentional als Zorn, zugleich auch ursprünglicher als dieser, weil mehr am Eindruck und weniger an der Sachverhaltserfassung haftend. Ekel ist ferner unmittelbarer, sinnlicher als Abscheu, selbst physischer Abscheu, da dieser wesensmäßig mehr eine bewußte Begründung voraussetzt und mehr „anerzogen“ ist (Abscheu vor Fliegen als Krankheitsträgern).

e) Damit nicht völlig gleichbedeutend ist die Selbstständigkeit, als Gegensatz zu einer Fundierung durch anderweitige Abwehrreaktionen. Angst ist kaum ursprünglicher, wohl aber selbständiger als Ekel, da jeder Ekel, ohne Angst enthalten zu müssen, irgendwie auf Angst hinweist und, wiewohl irrig, doch nicht grundlos, mitunter als eine Abart der Angst aufgefaßt wird. Hingegen weist Verachtung, in ihren meisten Formen zumindest, unbestreitbar auf Ekel zurück. Umgekehrt kann auch Geistig-Moralisches zu einer mehr physischen Ablehnungstönung beitragen, z. B. Haß und Verachtung zum Abscheu.

f) Die Leibgebundenheit. Man denke im Umkreis des Ekels an die Gegenpole Verachtung und Brechreiz. Haß und auch noch Zorn sind weniger leibgebunden als Ekel; trotz der heftigeren körperlichen Begleiterscheinungen des Zornes spielen beim Ekel Sinneseindrücke und die Andeutung einer körperlichen Reaktion (vomitus), die viel spezieller und konkreter ist als Toben, Stoßen, Werfen, mehr eine Wesensrolle. Jeder — auch der moralische — Ekel ist, wenn schon nicht physischer, so doch physiologischer als der Zorn. Andererseits darf der Ekel weder mit dem Brechreiz selbst, noch etwa mit den ihn den Ekel vermittelnden Tastgefühlen (sei es des Klebrigen, Feuchten, Lauwarmen) verwechselt werden. Ja, in gewisser Beziehung ist sogar Angst leibgebundener als Ekel: jedes Furchtgefühl, das nun einmal physisch bezogen ist, intendiert im Gegensatz zum Ekel den eigenen Leib als solchen, seine „Unversehrtheit“.

g) Der Antwortcharakter. In dieser Hinsicht gleichen einander der hochintentionale Haß und das kaum-intentionale Unbehagen: beide sind relativ wenig antwortmäßig, mehr „spontan“, das eine suchend, wählend, verfolgend, das andere gleichsam „wachsend“, „aufsteigend“. Angst und Ekel hingegen sind echte „Reaktionen“, gewissermaßen „angemessene“, „angeschmiegte“ Antworten auf störende Einwirkungen; sie sind es zumindest ihrer Intention gemäß. Es gibt zwar Angst ohne bewußten Anlaß (wie es Haß nicht gibt), dies

aber ändert nicht am Wesen jeder Angst: es ist dies ebenso Angst vor „etwas“, das sich Angst erzwingt, in diesem Fall erst in der Angst seine Gegebenheit, seine Prägung gewinnt, vielleicht in harmloseren Gegenständen vertreten ist (Phobien). Trotz der höheren Intentionalität des Hasses gibt es Furchtbar und Ekelhaft als objektive, eine eindeutige Reaktion „auslösende“ Qualitäten ungleich eher denn „Hassenswert“: Haß geht unmittelbar auf das Feindliche, das Böse, das Fremdmächtige usw.

2. Ekel und Angst als Haupttypen der Abwehrtönungen.

Ekel und Angst scheinen uns nach alledem ein Paar zu bilden, dessen gegenseitige Entsprechung es in Aussicht stellt, an Hand einer Herausarbeitung der Gegensätze das Wesen des Ekels näher kennen zu lernen, zumal da Angst eine vergleichsweise einfachere Gegebenheit darstellt. Angst und Ekel haben miteinander gemeinsam: die gleichzeitige Intentionalität und Zuständlichkeit, den ungefähren Grad der Ursprünglichkeit und den Charakter der Abwehreinstellung im engeren Verstande. Brechreiz und Schaudern usw. sind hingegen, wenn auch mit Psychischem verflochten, keinesfalls Gefühle im vollen Sinne. Gegenüber dem Mißfallen etwa kommt Angst und Ekel zugleich die Leibgebundenheit und — davon nicht unabhängig — eine psychische „Tiefe“, eine mindestens vorübergehend personausfüllende Macht zu. Endlich haben wir eine gewisse inhaltliche Beziehung angedeutet, wonach alles Ekelhafte in noch nicht näher umschreibbarer Weise angstverursachend sein könnte.

Vor der Durchführung der Angstparallele soll indes noch der Sondercharakter des Ekels gegenüber einigen benachbarten Reaktionsweisen erhärtet werden.

a) Daß Ekel nicht nur im Gegensatz zur Verachtung in der Leibsphäre heimisch ist, sondern auch noch im Moralischen von der ihm hier allerdings nah verwandten Verachtung sich unterscheidet, wird im IV. Abschnitt unter 1. dargelegt werden.

b) Ekel ist kein gesteigertes Mißfallen. Wohl besteht der Zusammenhang, daß hoch gesteigertes Mißfallen dazu neigt, die Tönung des Widerwärtigen, ja Ekelhaften herbeizuführen. Es ist kein Zufall, daß vulgäre Übertreibung das Häßliche und Unangenehme leichten Herzens „ekelhaft“ schilt, wie sie auch das Unangenehme, Beschwerliche, ja einfach Starke, Große, Wichtige „furchtbar“, „schauderhaft“ nennt (vgl. II.). Doch an sich hat Mißfallen mit Ekel noch nichts zu tun; es gibt auch sehr heftiges und Ekel doch kaum

oder gar nicht enthaltendes Mißfallen (das „Abstoßende“) und andererseits leisen Ekel, der aber doch waschechter Ekel ist (schwache Spuren von Fäulnisgeruch). Wir können sogar etwas ästhetisch gar nicht schlechthin Abstoßendes ekelhaft finden (gewisse Insekten). Überhaupt ist Ekel etwas mehr Leibgebundenes, vielleicht auch ethisch Bezogenes, weder eine so allgemeine noch eine derart aufs Ästhetische hingeeordnete Kategorie wie Mißfallen. Er ist eben „Abwehrreaktion“ in ganz anderem, engerem Sinne. Daß er aber ästhetischer gefärbt ist als Angst, soll bereits hier zugegeben werden. (Ästhetik betrifft Sosein; siehe II. 3.)

c) Abscheu ist durchaus ein Derivat höherer Ordnung, das Ekel, Angst und konkrete Werthaltungen voraussetzt.

d) Die Tönung des Widerwärtigen oder gar Widerlichen, Anwidernnden läßt sich vom Ekelhaften schwieriger scheiden. Vielfach bedeutet sie einen Anlaß zu nicht vollständigem, irgendwie mehr formalen Ekel. Im engeren Sinne wird man nur angewidert von Dingen, die den festen Typen des Ekelhaften nicht angehören: z. B. von Speisen, die nicht verdorben und nicht persönlich verhaßt sind, vielmehr aus unbekanntem Grund gegebenenfalls „nicht schmecken wollen“. Die großen, objektiven Linien des Ekels — wenn man so sprechen darf — fehlen da. Mich kann ein Gegenstand aus einer bloßen flüchtigen assoziativen Verknüpfung heraus „anwidern“: ich finde ihn deshalb noch nicht „ekelhaft“. (Bezüglich des Überdrusses siehe III.)

e) Gänzlich verfehlt wäre die Deutung des Ekels als „abgeschwächter Brechreiz“. Von einer so schlichten Leiblichkeit und Funktionalität kann beim Ekel keine Rede sein. Trotz der klaren Andeutung von Brechreiz in jedem Ekel gibt es sehr heftigen Ekel mit bloß einer Spur aktuellen Brechreizes: namentlich wenn der Ekel nicht durch Geruchs- und Geschmackseindrücke vermittelt wird. Heftigen Brechreiz aber gibt es ohne ein überschäumendes Maß, ja ohne jeden nennenswerten Grad von eigentlichem Ekel, sei es bei Krankheiten — die somatische „Übelkeit“ kann völlig ekelfrei sein! — oder auch bei gewissen äußeren, mechanischen Einwirkungen: scharfe Gase, in den Mund genommene ungenießbare (anorganische) Gegenstände können stürmische Brechbewegungen ohne Ekelgefühl auslösen. Wiewohl also Ekel Brechreiz voraussetzt (vgl. Angst und Flucht II.), stellt er weder eine Abart noch eine Dämpfung desselben dar. Die Annahme, Ekel sei eine Mischung aus Brechreiz und Verachtung, wäre freilich nur eine unphänomenologische, wohlfeile Spielerei. Es gibt auch Ekel, der nach der physischen Seite hin mehr auf

Schauern als auf Erbrechen abgestimmt ist (angstähnlicher Ekel, meist über einen Anblick empfunden).

Indem wir nun Ekel und Angst voneinander sondern wollen, müssen wir auch der Frage Rede stehen, warum wir die entsprechenden positiven, lustbetonten Gefühlsreaktionen nicht mit heranziehen. Die Antwort wird lauten, daß es solche — nämlich wahrhaft entsprechende — gar nicht gibt. Lust, Gefallen, Bejahen, Sympathie spiegeln in der Tat Unlust, Mißfallen, Verneinen, Antipathie als symmetrische Gegenbilder. Dieses Verhältnis verschiebt sich jedoch, sobald wir jene mehr formalen, richtungsbezeichnenden Gebilde verlassen. Liebe und Haß sind lange keine kongruenten Gegensätze mehr; der Konträrgegensatz von Liebe ist Ekel nicht minder als Haß, der ethischen Liebe zum Guten entspricht nicht einfach Haß zum Bösen. Wenn wir als Gegenteil der Angst etwa „Zutrauen“ angeben, so ist aus diesem Bestimmungsversuch schon die Hinfälligkeit der Voraussetzung eines symmetrischen Gegensatzverhältnisses ersichtlich. Weder Begehren noch Gefallen noch Angezogenwerden sind ebenbürtige Gegensätze zum Ekel. Andererseits wäre die Tönung „appetitlich“, wiewohl inhaltsvoller, zu eng dafür. Es scheint sich so zu verhalten, daß während die unlustbetonten Reaktionen sich in große Sondertypen ziemlich scharf differenzieren (Haß, Angst, Ekel), im Positiven es eine einheitlichere Einstellung der Liebe gibt, die sich dann verschiedenfach (den Unlustformen nicht durchwegs parallel) abwandelt. Dessen metaphysische Ursache läßt uns vielleicht der Gedanke ahnen, daß der Bejahungsakt eine ungebrochenere, direktere Äußerung des personalen Gesamtlebens sei, deren Färbung sich erst „sekundär“ den einzelnen Funktionen und Gegenständen angleiche (Liebe wird mehr vom Gegenstand gefärbt als Haß!), wogegen der schon *in statu nascendi* „dialektischere“ Verneinungsakt schon in seiner allgemeinsten Form sich „begründen“, die Art des durch die Person erlittenen „Abbruchs“ eigens ausdrücken müsse.

II. Angst und Ekel.

1. Der Intentionsgehalt der Angst.

Die Bezeichnung „Angst“ soll hier keine strenge Unterscheidung zwischen Furcht und Angst andeuten und etwa die Furcht vor wirklich gefährlichen Gegenständen von der Betrachtung ausschließen. Zwar kann man unter Angst im engeren Sinne den unmotivierten, auf keinen Gegenstand streng bezogenen, mehr-minder freischwebenden

Furchtzustand verstehen; wir aber gebrauchen das Wort im weiteren Sinne und ziehen ihn dem Terminus „Furcht“ nur vor, um die Vorstellung des vollen, „redundanten“ Furchtgefühls („*pavor*“) aufrecht zu halten, zum Unterschied von Furcht als bloßem „Besorgen“ eines unerwünschten Ereignisses oder Vermuten einer Gefahr („*timor*“). Im allgemeinen haben wir sogar überhaupt nur die „normale“, wenn auch dem Gegenstand nicht proportionale, aber immerhin gegenständliche Angst vor etwas im Auge.

Die Intendierungsweise der Angst ist eine doppelte. Sie intendiert zugleich zwei völlig auseinandergehaltene Gegenstände: ihren Erreger und ihre Subjektperson. Ich habe Angst beim Anblick des Gefahrdrohenden, beim Gedanken daran; aber auch deutlich nur im Hinblick auf mich selbst, meine Person. Ob es sich des näheren um meinen Bestand, meine Interessen, mein Seelenheil oder aber um fremde, jedoch „mir“ eben teure „Interessen“ handelt, ist dabei vollkommen gleichgültig, nämlich für die Richtungseigentümlichkeit der Intention; insofern nicht gleichgültig allerdings, als der typischste Furchtzustand der selbstisch gegründete ist, während „Furcht um einer geliebten (fremden) Person willen“ bereits eine verwickeltere Gefühlsart darstellt.

Sollte eingewandt werden, die eigentliche instinktive Angst kenne überhaupt keine Sorge um sich selbst, vielmehr nur ein unmittelbares „Erschrecken“ vor dem Furchterregenden, die Furcht sei kein „abgekürzter Schluß“ auf das Bedrohtsein der eigenen Wohlfahrt, — so halten wir diese Meinung für eine Ausgeburt des koketten modischen Irrationalismus, der in seiner Scheu vor aller „kausalen Bestimmung“ und vor aller „utilitarischen Flachheit“ nichts hören will von einem Zusammenhang zwischen Geschlechtslust und Zeugung oder zwischen Hunger und Speise. Gewiß ist die Angst nichts dergleichen wie die ungünstige Beurteilung der Gewinnchancen von seiten eines vorsichtigen Kaufmannes, aber gemeint wird in ihr das eigene Wohl und Wehe auf jeden Fall. Jede Flucht ist streng teleologisch intendiert; Flucht aber ist das Schlußglied, die triebmäßige Entladung der Angst. Untrennbar ist der Begriff der Angst von dem der Bedrohung, der Gefahr, des Rettungs- und Schutzbedürfnisses. Empirisch braucht dies gar nicht erst belegt zu werden. Nur ein Beweis: wissen wir uns vor etwas an sich Bedrohlichem in völliger Sicherheit, steigt auch die Angst auf die Ebene eines leichten Gruselns (das aber gar nicht mehr eigentlich „schwache Angst“ ist) nieder. Wie glatt sich da der Instinkt durch das Wissen um den Sachverhalt meistern läßt, zeigt das meist jeder Spur von Angst entledigte Benehmen der Menschen vor

Raubtierkäfigen. Die nach der Niederringung von Feinden verbleibende Angst aber, die bezeichnenderweise oft sich dem Typus der unklaren „Bedrücktheit“ nähert, ist wohl selten mit der wirklichen Überzeugung gepaart, daß „in dieser Angelegenheit“ wahrhaftig jede Gefahr vorüber sei.

Die vorbesagte Doppelintention besteht auch in gewissen weniger klaren Grenzfällen: z. B. wenn ich „vor mir selber“ Angst habe. Nichts ist offener als die intentionale Entzweitrennung des eigenen Selbst in diesem Falle; — und zwar gar nicht Trennung in ein ideelles oder formales und ein materiales oder Wesens-Ich, wie etwa in der Selbstverachtung, sondern Zweiteilung des materialen, „wirksamen“ Ich selber, wobei der „oben auf“ seiende, in den eigenen Wohlfahrts- oder Moralinteressen verankerte Willensteil vom anderen, etwa urleidenschaftlichen, bedroht wird. Nicht minder ist die „anlaßlose“ Angst der Doppelintention unterworfen. Die Rückbeziehung auf das eigene Selbst ist in solchen Zuständen psychisch verstärkt, in ihrem Aktualbewußtsein gesteigert. Das Fremde, Drohende aber kann um so tiefer erlebt werden, als es „ungekannt“, unidentifizierbar, dem näheren Wesen nach nur gehaut wird. Solche unfixierte Angst ist von Lebensüberdruß, allgemeiner Unlust himmelweit verschieden; man denke nur an die Angst im Dunkel, die eine so lebhaft charakterisierte Angst vor etwas und doch offenbar weder Angst „vor dem Dunkel“ noch auch gerade vor Räubern oder Gespenstern ist. Unzweifelhaft kann auch etwas Unbestimmbares — wohl nur in den seltensten Fällen vollends Unbestimmtes! — intendiert sein.

Wodurch aber wird diese zwifache Intention zusammengehalten? Werden das Drohende und die eigene Person als eine Einheit erlebt, wie es bei den Gemeinschaftsgefühlen in gewissem Sinne zutrifft? Sicherlich nicht; das reale Band zwischen beiden Intensionspolen kann auch ein rein zufälliges sein. Die Intention geht vielmehr auf die Sachverhaltsbeziehung, und zwar nur auf die „reine“, aktuelle, nicht „wesensbildende“, wie es etwa die historischen Beziehungen — im weitesten Sinne — sind. Es haftet der Angstintention etwas Abstraktes, Wesensgleichgültiges an: das Gefährliche wird da vornehmlich nur als „Gefahr“, die eigene Person vornehmlich nur als „Daseins-Einheit“ gemeint. Im Gegensatz zum Hasse „verfolgt“ die Angst ihren Gegenstand nicht bis ins einzelne, wertet ihn nicht, durchzieht ihn nicht mit einem Intensionsgewebe. Im Gegensatz zum mißmutigen „Fürchten-um-etwas“ greift die Angst nie an erster Stelle einzelne Interessenkreise der eigenen Person heraus: bei jeder echten Angst ist irgendwie das Ganze, besser gesagt der Bestand des Selbst

in Frage, sei es nun das nackte Leben, das Seelenheil, der Lebensunterhalt, meinetwegen die gesellschaftliche Stellung oder die persönliche Freizügigkeit oder gar die Unberührtheit eines jungfräulichen Wesens, das gleichsam diesen Bestand „ausfüllt“, vertritt. Mag auch die Angst eine „schwache“ sein, infolge Entfernung oder unwahrscheinlicher Wirksamkeit ihres Erregers: ihre Bezugnahme ist immer irgendwie „durchgeleitet“ auf letzte und große Lebensinteressen, die gefährdet erscheinen. Wiewohl aber auf solche Weise Angst sich intentional rückwärts, auf das Subjekt hin zu wenden scheint, ermangelt sie doch nicht einer gewissen anschaulichen Erfassung des Gegenstandes. Angsterregend sind doch nicht Sachverhalte an sich — wie sie etwa unerfreulich, rätselhaft, unerträglich sein können, — sondern Objekte, Gebilde, Zustände, Ereignisse, in ihrer Sachverhaltsbeziehung zum Subjekt. Ein Tiger bleibt auch hinter Eisengittern ein „furchtbares“ Tier, und wenn trotzdem sein Anblick keine aktuelle Angstentbindung hervorruft, so ist diese Ausfallerscheinung untrennbar von einem lebhaften — angsthemmenden — Sachverhaltsbewußtsein: „ein sicheres Hindernis schützt mich gegen ihn“. Die entscheidende Wirkung dieser Sachverhaltserfahrung gehört freilich nicht zum Wesen aller Gefühle, sondern speziell der Angst.

2. Der Intentionsgehalt des Ekels.

Der Angst gegenüber verrät sich zunächst der grundsätzliche Unterschied bezüglich der Intentionsrichtung. Die Intention ist weit eindeutiger nach auswärts gewandt: trotz der stark angedeuteten physiologischen Wirkung entfällt die mächtige und tiefzielende Rückwärtsströmung der Intention, wie sie in der Angst stattfindet. In ganz anderer Weise bleibt der Ekel am verursachenden Gegenstand haften; ungleich weniger schematisch-dynamisch, in mehr „gesättigter“ und minutiöser Weise erfaßt er ihn. Für den Gegenstand oder auch die Art seiner Gegebenheit ist nicht wie bei der Angst seine Sachverhaltsbeziehung zum eigenen Bestande konstitutiv, sondern seine Beschaffenheit an sich. Um diesen Unterschied voll zu verstehen, vergegenwärtige man sich den typischen Ablauf eines Angst- und eines Ekelzustandes. Im ersten Fall bleibt der Gegenstand, einmal „gesichtet“, intentional sich gleich und das Gefühl wühlt sich in das eigene Selbst und seine Zustände, sein künftiges Schicksal hinein: das Drohende bildet den konstanten Hintergrund und die eigene Person den bewegten Schauplatz der Intendierung. Umgekehrt im Fall des Ekels: sogleich ist Schaudern, Sichabwenden, Brechreiz real oder allenfalls intentional vorhanden, kann sich bei vorhaltender

Gegenwart des ekelhaften Gegenstandes steigern und „dunkler“ verfärben, doch die Spitze der Intention verbohrt sich in den Gegenstand, analysiert ihn gleichsam, versenkt sich — trotz wesensmäßigem widerstrebenden Zögern dabei, das freilich auch zu „sofortigem“ Abbruch des Kontaktes und Schwinden des Ekels führen kann — in seine Bewegung oder sein Dauern. Demgemäß kommt dem Ekel eine kognitive Rolle zu, die der Angst fehlt: Angst kann zum Erkennen des Gefährlichen anleiten, Ekel aber vermag unmittelbar eine Teilerkenntnis seines Gegenstandes — und, mag sein, eine recht anschauliche — zu vermitteln.

Zugleich ist die Intendierung auch eine einheitlichere. Nicht sind hier ein gegenständlich-bildhafter und ein erlebnisresorbierender Pol durch eine bestimmte Sachverhaltsbeziehung verbunden, sondern ein Gegenstand in seiner „Bildfülle“ wird intendiert, der eigentlich dadurch, daß er überhaupt (aus gegebenem Anlaß) intendiert wird, zum „Umkreis“ des hintergrundmäßig vorausgesetzten Subjekts gehört. Jener Anlaß ist nunmehr nichts als die Nähe des betreffenden Gegenstandes. Ein Begriff, der in der Problematik des Ekels eine zentrale Stelle einnimmt. Denn die Nähe ist eben nicht lediglich Anlaß, sondern zugleich ein Mit-Objekt des Ekelgefühls. Sie bildet als Sachverhaltsbeziehung die Brücke zwischen Erreger und Subjektperson des Ekels. Doch diese Sachverhaltsbeziehung ist es in weit weniger prägnanter Weise als die kausal-dynamische Sachverhaltsbeziehung zwischen Erreger und Subjektperson der Angst. Die Bildhaftigkeit des Gegenstandes, die Soseins-Einheitlichkeit des ganzen Phänomens bleibt dabei weit mehr gewahrt. Ein anschaulich „Ekelhaftes“ gibt es in ganz anderem, volleren Sinne als ein anschaulich „Furchtbares“. Wie sehr aber das Moment der Nähe in die fragliche Qualität mit eingeht, zeigt die Beobachtung, daß sogar objektiv unveranlaßte, phantasiemäßige Ekelgefühle — seien sie nun obsiedierend oder willkürlich hervorgerufen — den vorgestellten ekelhaften Gegenstand womöglich betonterweise in die „Nähe“ des Subjekts, in das unmittelbarste Erfahrungsbereich seiner Sinnesorgane verlegen. Das Sachverhaltsmäßige schmiegt sich hier alles in allem enger dem Bildgehalt der Intention an. Indes die Sache liegt nichts weniger als einfach, und ein weiteres Nachforschen führt auf merkwürdige Verwicklungen hin.

Die größere Einheitlichkeit der Intention erweist sich auch als dadurch bedingt, daß das Ekelgefühl im Gegensatz zur Angst ein peripherisches ist, daß es die Subjektperson selbst gleichsam an seiner Oberfläche, seiner Hautdecke, seinem Sensorium intendiert, in

anderer Form — etwa als Nachintention — an dem oberen Digestivtrakt und, *cum grano salis*, dem Herzen, nicht in ihrem Dasein, nicht in ihrem Gesamtbestande. Äußere Lagerung der Subjektperson und ekelauslösender Gegenstand fließen sohin, sei es auch lästerlich ausgedrückt, gleichsam „harmonisch“ ineinander. Dazu tritt noch die materiale Seite des Ekels. Denn nicht nur soviel kann gelten, daß die Nähe des Ekelhaften seine Wirkung in hohem Maße bedingt, sondern es verhält sich damit so, daß gerade ein Zug der Nähe, des Naheseinwollens, der Nichtabgeschlossenheit, ich möchte sagen: des schamlosen und wie aufgelösten Sichdarbietens den Ekelcharakter des Gegenstandes mit (keineswegs allein!) konstituiert. Das Ekelhafte grinst, starrt, stinkt uns „an“. Die Art dieses Affizierens und der sie beantwortenden Ekelreaktion ist nun geeignet, über das Nähemotiv weiteren Aufschluß zu bieten.

Die Art, wie das Ekelhafte an uns herantritt, ist anders als die Imponierungsweise des „Hassenswerten“. Es wurde schon gestreift, daß es letzteres als selbständige Qualität gar nicht gibt, vielmehr Haß erweckt werden kann durch einen Gegenstand lebhafter ethischer Mißbilligung, durch feindliches Betragen eines Wesens, durch Zurückweisung einer Liebesannäherung seitens ihres Gegenstandes usw. Unter ähnlichen äußeren Umständen könnten statt Haß auch Verachtung oder Bessernwollen bzw. Angst bzw. Trauer usw. mit zentraler Betonung auftreten. Im Haß ist ein durchaus spontanes, gleichsam wählendes Aufsuchen des Gegenstandes enthalten. Der Ekel aber entsteht im allgemeinen mit voller Eindeutigkeit als einzig in Frage kommende, durch den Gegenstand unmittelbar herausgeforderte Reaktion. Das Verhalten des Gegenstandes darin ist provokativ, er drängt sich dichter heran als ein Gegenstand des Hasses (mag auch Haß gegen völlig fernliegende Dinge selten sein), ja es scheint fast, als würde der Gegenstand irgendwie das affizierte Subjekt intendieren, sich um es „kümmern“. Es liegt aber nicht eine Verfolgung oder Bedrohung vor, wie bei der Verursachung von Angst. Dies ist das Paradoxe des Ekels: er ist, gleichwie die Angst, eine echte passive Abwehrreaktion des Subjekts auf eine eindeutig darauf hingeeordnete, gleichsam hinstrebende Affizierung, und doch sucht er — einmal hervorgerufen — dem Hasse ähnlich den Gegenstand in seiner ganzen Wesenheit auf, statt sich nach dem eigenen Personzustand hin zu entfalten. Bezweckt die Angst, von ihrem Gegenstand loszukommen, seiner ledig zu werden, der Haß aber, seinen Gegenstand zu vernichten oder doch in einem vernichtungsähnlichen Sinne zu schwächen oder umzuschaffen, so nimmt der Ekel hier etwa eine

Mittellage ein: wohl ist ihm in bezug auf das Geschehen, das Handeln mehr daran gelegen, seinen Gegenstand aus der Umgebung der Subjektperson zu entfernen, der letzteren also vor ihm „Ruhe zu schaffen“, aber der „*ordo exsecutionis*“, die vorbereitende Handlungsintention, ist beim Ekel doch wesensmäßig anders geartet als bei der Angst. Während nämlich die Angst ihr Objekt als etwas Bedrohliches, etwas „Stärkeres als ich selbst“ intendiert (mag ich auch der Ansicht sein, daß ich nötigenfalls den Angriff abzuschlagen, ja den Angreifer zu überwältigen vermöchte), ist in der Ekelintention eine gewisse Geringschätzung ihres Objekts, ein Gefühl der Überlegenheit enthalten. Das Ekelhafte ist prinzipiell etwas nicht Drohendes, sondern Störendes, wiewohl eine bloße Störung an sich bei keinerlei Steigerung Ekel erzeugen wird. Als ekelhaft wird immer ein Ding empfunden, das nicht für voll genommen, nicht für wichtig gehalten wird: etwas, das man weder vernichtet noch flieht, sondern vielmehr hinwegräumt. Mit anderen Worten: werde ich durch Angst zunächst dazu gedrängt, mich aus meiner Umgebung, meiner Verumständung, meiner Lage zurückzuziehen, so will mich Ekel vielmehr dazu bringen, meine Umgebung, meinen Nähekreis zu säubern und etwas daraus auszujiäten. Immerhin ist dadurch schon eine Auswärtswendung, ein „Anpacken“ des Gegenstandes bedingt.

Hinzu tritt noch ein Anderes, um die Paradoxie des Ekels heller zu beleuchten. Die im Ekel liegende Herausforderung heißt nämlich etwas ganz anderes als eine Bedrohung oder etwa eine kraftlose, lächerliche Drohung oder eine pure Störung (der Tätigkeiten oder der Lebensordnung). Unzweifelhaft steckt im Anekeln als Teilelement auch ein gewisses Einladen, ein ich möchte sagen makabres „Anlocken“. Dies klingt wohl recht unphänomenologisch und unverkennbar „psychoanalytisch“. In der Tat folge ich hier einem psychoanalytischen Gedankengang. Den phänomenologischen Boden hoffe ich aber trotzdem unter den Füßen zu behalten. Denn gegen nichts weiß ich mich gefeierter als gegen den trüben Zauber jener paradoxlüstern-psychologistischen „Ableitungs“-versuche, die jeden Haß partout als „verdrängte“ Liebe, jede Liebe partout als „überkompensierten“ Haß glauben „deuten“ zu können. Allein es gibt doch so etwas wie Liebe, die durch Unterdrückung eines ihr objektgemeinsamen Haßimpulses an Stärke gewinnt, wenngleich sie dadurch auch einen besonderen Tonfall — sei es der Gezwungenheit, sei es eines gewissen edlen und herben Pathos — erhält. Daß namentlich dem Ekel eine Abwendung nicht nur von seinem Gegenstande, sondern auch von einem supponierten Angezogensein des Subjekts durch

denselben eigen ist, wird sich bei Behandlung der inhaltlichen Seite des Ekelproblems klarer bestätigen. Sofort aber sei darauf hingewiesen — die Psychoanalyse dürfte es bereits ermittelt haben —, daß die Erbrechensintention des Ekels obigen Satz ohne weiteres zu belegen scheint. Denn, wie das Flüchtenwollen selbstverständlich voraussetzt, daß das Gefürchtete in meine Nähe kommen oder überhaupt mich mit seiner Wirkung treffen und mich beschädigen könnte, so setzt auch der Brechreiz voraus, daß das Verabscheute irgendwie in meinen Magen oder doch vor allem in meinen Mund gelangen könnte — und ebenso setzt das Schaudern beim Ekel, das, augenscheinlich weniger gesamtkörperlich und physiologisch bedingt, dafür intentionaler ist als bei der Angst, eine mögliche Berührung voraus, deren Urheber vielleicht der ekelhafte Gegenstand gar nicht sein könnte, sondern nur ich selber. Auch Angst kann freilich mit einem „geheimen“, „verdrängten“ Wunsch zusammen bestehen, jedoch scheinen uns die diesbezüglichen Aufstellungen der Psychoanalyse maßlos übertrieben und wesensentfernt. Den reinsten Fällen von Angst könnte nur soweit eine Beimengung von Sehnsucht nachgewiesen werden, als angeblich eine allgemeine Sehnsucht nach Selbstpreisgabe, Selbstauflösung, Vernichtetwerden bestehe, — sonach nur mittels einer fragwürdigen, weit hergeholten und für die Sache selbst meist irrelevanten metaphysischen Annahme. Oder will man behaupten, die lähmende Wirkung der Angst verrate einen Willen zur Selbstaufgabe, ein Erleidenwollen der Gefahr? Beruht sie nicht einfach auf einer zwangsläufigen, von jeder „Lust“ freien teilweisen Vorwegnahme der Gefahr? Wieviele Lustmomente auch sich sekundär an Angst und Gefahr heften mögen: in ihrem Wesen ist die Angst voll verständlich ohne jede Annahme eines mystischen Wunsches nach dem Gefürchteten.

Ganz anders der Ekel: in seiner inneren Logik ist bereits eine Möglichkeit positiver Erfassung des Gegenstandes — heiße es ihn berühren, verzehren, umfassen — enthalten. Schon hier unterstreichen wir die verhältnismäßige Enge des Objektkreises beim Ekel: darin finden zum großen Teil nur Gebilde Platz, die „sonst“ eigentlich für einen positiven Gebrauch und Kontakt bestimmt worden wären (Speisen, lebendige Wesen). Psychoanalytisch gesprochen, Ekel ist unmittelbar ambivalent als Angst. Ekel setzt sozusagen ex definitione eine — unterdrückte — Lust an seinem Erreger voraus. Damit ist keineswegs gesagt, Ekel sei schlechterdings Ausdruck oder Folge dieser Unterdrückung oder nichts als jene Lust selbst. Mit dieser Ambivalenz ist nur eine Seite des Ekels gekennzeichnet; gleich unten

werden wir eines Umstandes zu gedenken haben, der das Wesen des Ekels wieder in anderem Lichte schillern läßt. Immerhin trägt die Aufdeckung des Ambivalenzmomentes — welches sich auch im Phänomen des Überdrusses äußert: vgl. das Ekelhaftwerden des süßen Geschmacks, III. — zum Verständnis jener merkwürdigen „Anlockung“ bei, die den Ausgangspunkt des Ekels bildet und ihrerseits die Eigentümlichkeit der Ekelintention erklären hilft, daß sie vom Gegenstand wie eindeutig als Abwehr ausgelöst wird und sich doch dem Wesen des Gegenstandes — statt dem „Daseinskomplex“ der eigenen „Rettung“ — zuwendet.

3. Daseins- und Soseinsbeziehung in Angst und Ekel.

Aus dem Bisherigen geht hervor, daß — roh gesprochen — die Angstintention vorwiegend auf eine Daseinslage, die Ekelintention vorwiegend auf eine Soseinsart gerichtet ist, wobei sogleich zu ergänzen wäre, daß einerseits jene Daseinslage sich z. T. im Sosein des gefürchteten Objekts verdichtet, zusammenballt, andererseits wieder die zweitgenannte Soseinsart durch den Daseinsfaktor der Nähe, der gegebenen Subjektumgebung festgehalten wird.

Für die zentrale Daseinsintention der Angst und Soseinsintention des Ekels sprechen manche einzelnen Tatbestände. Die Angst ist ungleich mehr personausfüllend, auf den Gesamtseelenzustand übergreifend, als der Ekel; die Sachverhaltsbeziehung ist dort eine echte Daseinsbeziehung, hier aber haftet sie an einem gleichsam zufälligen „Ausschnitt“ des Daseins. Sowohl Angst als Ekel haben äußere Gegenstände zum Brennpunkt, aber nur der Ekel verweilt wirklich bei ihnen, ihrem Wesen, wogegen die Angst die Daseinsgestaltung der Subjektperson unter ihrer Wirkung weiter indentiert. Die Angst gleicht dem Hasse in bezug auf den „Daseinsanspruch“, das „Sachverhaltenswollen“ der Intention; der Ekel gleicht dem Hasse in bezug auf das „Eindringen“ in den fremden Gegenstand. Die Angst reiht sich dem Befürchten, dem Nichtwollen und andererseits dem Etwaswollen, dem Selbstbehauptungstrieb an; der Ekel aber dem Mißfallen. Für die Angst ist die Sinnesempfindung primär eine Kundgabe, für den Ekel primär ein unmittelbarer Gegenstand; nur sekundär gibt es auf der einen Seite die einheitliche Qualität des „Furchtbaren“ (im Anblick etwa), auf der anderen Seite die assoziative Entstehung oder Verstärkung des Ekels. Als Gegensatz zur Angst könnte der „Wunsch“ gelten, als Gegensatz zum Ekel das „Gelüste“ oder doch „Gelüsten nach“. Unwillkürlich aber empfinden wir hier als „Gegensätze“ Be-

ziehungen von verschiedener Struktur: wie etwa dem Haß gegen etwas die Liebe zu etwas objektiv Gegenteiligem (im großen und ganzen) entsprechen würde, so entspricht gegensätzlich der Angst vor etwas der Wunsch zu etwas subjektiv Gegenteiligem (nämlich Helfendem statt Bedrohendem), dem Ekel vor etwas jedoch vornehmlich das Gelüsten nach etwas dem Anekelnden irgendwie „Ähnlichem“, das eben nicht „ekelhaft“ zu sein hätte (siehe Ambivalenz). Man merkt im ganzen Intensionskreis des Ekels — zumindest soweit es aufs Formale ankommt — die Ausschaltung des dynamischen Daseinsmoments. Dem entspricht die Rolle des ablehnenden Geschmacksurteils in der Anbahnung des Ekels.

Da Angst und Ekel eben Abwehrreaktionen sind, intendieren sie im wesentlichen weder fremdes Dasein (wie Haß, Kampflust usw.), noch eigenes Sosein (wie Reue, Scham usw.). Sie intendieren beide eine Störung des eigenen Daseins durch fremdes Sein: mit dem Unterschied aber, daß für die Angst die Daseinsumstände und -tendenzen jenes fremden Seins primär und soeinskonstitutiv sind, für den Ekel hingegen der ganze Soseinsgehalt des Gegenstandes primär bestimmend ist und nur einerseits an einem dünnen „Stiele“ aktuellen Daseins (Nähe) hängt, andererseits freilich einen mehr „verschwommenen“ Daseinshintergrund hat, dem erst die inhaltliche Ekelforschung wird nachspüren können. Die Intendierung fremden Daseins kann erst rein derivativ erfolgen in den ekel- oder angst-fundierten Abwehrhandlungen — während die Haßintention mit einem Sprunge vom Sosein auf das Dasein des Gegenstandes übergreift, ja So- und Dasein des Gegenstandes gar nicht in diesem Sinne trennt; darum auch gibt es keine abgegrenzte Qualität des Hassenswerten, darum kann es phantasierten Haß so viel weniger geben als ein phantasiertes Gefühl der Angst oder des Ekels. (Mehr als Angst oder Ekel setzt der Haß seinen Gegenstand „real“; ungleich ernster „nimmt er sich seiner an“.) Ebenso sekundär nur können die Erscheinungen der Angst und des Ekels vor sich selbst — der eigenen Artung — sein. Ungleich mehr handelt es sich hier um ein „Fremdes in mir“ — ganz abgesehen etwa vom Ekel an einem körperlichen Eigengebrechen —, als bei Reue und Scham, deren Qualität überhaupt nicht „abgeleitet“ werden könnte aus der Mißbilligung fremden Tuns und einer zusätzlichen Selbstintention.

Die merkwürdig enge Beziehung des Ekels zum positiven Kontakt und zur Möglichkeit bejahender Erfassung, seine Ambivalenz, die in ihm relativ hinausgeschobene Lage des Gabelungspunktes von Bejahung und Verneinung hängen alle damit zusammen, daß das formale

Zentrum des Ekels ein Soseinserleben ist, also doch ein Zunächst-Angezogenwerden durch den Gegenstand, während die Angst von der Sorge um das eigene Dasein ausgeht, der sich das fragliche fremde Sein unmittelbarer, schon in statu nascendi, als Bedrohliches, zu Meidendes ankündigt. (Beim Hasse wieder entfällt die „initiale Bejahung“; eine unmittelbare Gefühlsreaktion besteht hier nicht, und die funktionale Hinwendung zum Gegenstand ist nicht, wie beim Ekel, im gefühlsbetonten Gegenstandsbild selbst vertreten. Haß enthält die ausgesprochene Aufsuchungs-, Angriffs-, Vernichtungsintention; Ekel aber nur eine Hinwendungsintention, die gleichsam einem Schatten von Vereinigungsintention aufgepflanzt ist.) Das Allgemeinere, zuletzt Fundamentale ist wohl auch beim Ekel eine Daseinsintention: kraft ihrer kommt Ekel überhaupt erst zustande, denn „Störung“ setzt Intendierung des eigenen Daseins voraus. (Nur ist diese Intention nicht primär und gestaltbestimmend wie bei der Angst.) Daher wurde Ekel häufig als eine bloße Abart der Angst aufgefaßt: auch vor dem Ekelhaften hätten wir demnach irgendwie Angst, nur mit dem Zusatz einer besonderen Qualität. Bekanntlich sind viele ekelhaften Gegenstände schädlich oder gefährlich, ohne jedoch diese gerade, offene Geste der Drohung zu enthalten, die den im engsten Sinne „furchtbaren“ Dingen eignet, — also Naturgewalten, Lebewesen, Vorgängen, die den Menschen etwa „packen und zerschmettern“ können. Vielmehr seien verdorbene Lebensmittel oder tückische Insekten ekelhaft. Diese Auffassungsweise ist nicht haltbar, denn es gibt eine wohlbekannte Gefühlstönung der Angst vor verborgenen, schleichenden, verschwommenen Gefahren, die mit Ekel auch nicht das Leiseste zu tun hat, während andererseits zur Auslösung von Ekel noch ganz andere Momente erforderlich sind als das der heimtückischen Bedrohung, welches geradezu gänzlich fehlen kann, aus der Gegenwart des Ekelhaften. Immerhin darf aber soviel festgehalten werden, daß der Gegenstand des Ekels ebenso einen Hang zum Versteckten, Verborgenen, Mehrschichtigen, Undurchdringlichen und Unheimlichen hat, wie andererseits zu Schamlosigkeit, Aufdringlichkeit und Anlockung oder Versuchung. (Das englische Wort „*taunting*“ gibt diese Tönung am besten wieder.) Alles Ekelhafte hat etwas zugleich Auffallendes und Schleierhaftes, einer giftigen roten Beere oder einer grellen Schminke Ähnliches. Diesem Ekelmotiv werden wir vielleicht bei der inhaltlichen Behandlung des Themas etwas mehr gerecht werden können. Hier handelte es sich nur um den Erweis dessen, daß auch beim Ekel eine gewisse, vielleicht auch nicht bloß ganz allgemeine Daseinsintention den Rahmen der Ab-

wehrtönung bildet: „Störung“, Nähe, aus dem Sosein des Gegenstandes „quellende“, sich aufzwingende Nähe, dabei aber auch ein Begleitton der Reserve, der Lauer auf Seite des Objekts; daher die Tönung der Abwehr auch hier einer gewissen Rückbeziehung auf das eigene Dasein, die eigene „Sicherheit“, nicht schlechterdings ermangelt.

Umgekehrt wieder tritt das Soseinsmoment bei der Angst in seine Rechte, indem das Bild des gefürchteten Gegenstandes doch zum festen intentionalen Tragpunkt der Angst wird, wiewohl auch das Angstgefühl von Anfang an die Intention auf den eigenen Zustand umschwebt und nach den Gestaltungen desselben hin redundiert. Trotzdem verknotet es sich irgendwie um das Gefürchtete her, wird auch die zergliedernde Soseinsintention des Ekels nicht verwendet. Trotz der Paradoxien des Ekels erweist sich demnach seine Intentionsstruktur als die einheitlichere und geschlosseneren; — zumal wenn wir die relativ weitgehende Einheit von physischem und moralischem Ekel beachten, können wir folglich hoffen, nun durch eine Gegenstandsphänomenologie des Ekels in sein Wesen tiefer einzudringen.

III. Das Ekelhafte.

1. Die Sinne und der Ekel.

Hauptträger der Ekelempfindung sind der Geruchs-, der Gesichtsinne und der Tastsinn. Was den Geschmackssinn anlangt, so läßt sich dieser bekanntlich auf den Geruchssinn reduzieren, wofern die vier Grundgeschmäcker (Sauer usw.) in Abschlag gebracht werden. Es gibt tatsächlich kaum einen ekelhaften Geschmack, der nicht eindeutig auf den entsprechenden ekelhaften Geruch beziehbar wäre. Allerdings kann die bitterliche, süßliche, säuerliche Tönung die betreffende Ekelempfindung noch spezialisieren. Auf jeden Fall bleiben Geruch und Geschmack innigst verbunden und, von physiologischen Gründen abgesehen, geht der Geschmack schon darum mehr im Geruch auf als etwa umgekehrt, weil der Geruchssinn — rein empirisch — eine ungleich weitere Gegenstandsklasse umfaßt und überhaupt mehr als „Sinn“ im engeren Verstande, als gegenstanderschließende Funktion in Betracht kommt. Wohl besteht eine besondere Beziehung zwischen dem Ekel und der Geschmacksqualität des Süßen. Allein weder könnte man behaupten, daß Süß an sich ekelhaft sei, noch auch nur soviel, daß Süß in den ekelhaften Geschmacksgestalten in höherem Maße vertreten sei denn andere Grundgeschmäcker. Vielleicht ist dies sogar bei Bitter der Fall. Der Ekel am süßen Geschmack — ein

Ekel, der durchaus abhängig ist von näheren Umständen des Genusses der betreffenden Speise, von assoziativen Elementen, — setzt irgendwie schon die Kenntnis des bildlichen Sinnes von „Süßlich“ oder „Zuckersüß“ voraus, er stellt einen Ekel „höherer Ordnung“ dar und wir halten es für erlaubt, ihn im Abschnitt über „moralischen Ekel“ zu streifen.

Vollends unerfüllbar ist die Vorstellung eines Gehörsekels — wenn man von mehr-minder subtilen Ausnahmen absehen will. Erklärt wird dies nicht nur durch die relative „Unkörperlichkeit“ des Gehörsinnes, sondern überhaupt durch dessen mangelnde Wesens-Intendierung, dessen Gegenstands-Abgebundenheit. Töne und Geräusche „verraten“ nur Gegenstände und „präsentieren“ sie nicht in dem Sinne wie Gesicht-, Tast-, Geruchsempfindungen. Sehen, Tasten, Riechen erfassen die materiellen Gegenstände von verschiedenen Seiten her und jedes von ihnen unter einer unüberschreitbaren Wesensbegrenzung, doch alle mit einer dem Hören ganz fremden Unmittelbarkeit; Figur und Farbe, Oberfläche und Konsistenz, Geruch und Geschmack gehören in ungleich mehr konstitutivem Sinne dem Wahrnehmungsgegenstande an als seine „Stimme“, das von ihm „verursachte“ Geräusch. Der Ton nimmt gleichsam nur seinen „Ursprung“ vom Urhebergegenstande und bildet sodann ein eigenes „Wesen“, eine eigene Welt nahezu: damit hängen der „analytische“ (weil des Gegenstandskonnexes entbehrende) Charakter des Gehörsinnes, die Möglichkeit eines anintentionalen Sinnkosmos in der Tonwelt, die Möglichkeit „reiner Musik“ zusammen. — Selbst eine Angst vor Tönen gibt es nur in recht bescheidenem Maße. Die Angst vor einer Gefahr, die durch mündliche Mitteilung erfahren wird, ist so wenig Hörangst, wie der Ekel an einer gedruckten pornographischen Erzählung Ekel an einem „Anblick“ ist. Eine so vollkommene Hörangst wie die Angst vor dem Donner oder drohendem Brüllen setzt immer noch mehr den Gedanken an den Ursprung und die Gefahrmöglichkeit jener Phänomene voraus als eine Angst vor drohendem Anblick. Ekel aber kann durch das Gehör im allgemeinen überhaupt nicht vermittelt werden (denn es zählt nicht hierher, wenn die Nähe ekelhafter Gegenstände oder ekelhafte Charakterzüge eines Menschen mündlich mitgeteilt werden), da er niemals ein „fremdes Sosein“ unmittelbar präsentiert, an das Subjekt „herandrückt“. Die erwähnten Ausnahmen umfassen den immerhin möglichen Ekel an süßlicher oder sinnlicher Musik, an besonders häßlicher oder „gemeiner“ Stimme, an kribbelndem Geräusch. Aber wie weit ist wirklich das Ekelhafte eines lüsternen Geflüsters oder das Knistern eines von Ungeziefer bekrochenen Papierblattes etwas „Ekel-

haftes für das Ohr“? Nicht in dem Sinne nämlich, wie das „Ohr“ ein Lob gern hört, sondern wie es einen Wohlklang gern hört! Eine Kakophonie ist so wenig „ekelhaft“ wie etwa ein Farbenwirrwarr — und für „gesehene ekelhafte Gegenstände“ gibt es keine Entsprechung im Gehörten. Aller Hörekel ist zum guten Teil „moralischer Ekel“, setzt ein Erkleckliches an assoziativ-konsekutiven Beziehungen des Gegenstandes voraus, die etwa beim Sehekel vielmehr in den Hintergrund der Intention gebannt sind. Finde ich etwa einen „Bierbaß“ ekelhaft, so denke ich dabei recht lebhaft an das moralisch Ekelhafte des Rausches, an unreinen Atem usw., beim Schnalzen und Schmatzen an deren optisches Bild und an „gierige Gefräßigkeit“; finde ich eine „verführerische“ Melodie ekelhaft, so empfinde ich dabei lebhaft die Tönung: es ekelt „mich“ an, „eigentlich“ ist das ekelhaft, das ist „wie“ ekelhaft, in meiner jetzigen Stimmung „finde ich’s“ ekelhaft usw. Vergeblich würden wir aber im Bereich des Gehörs nach halbwegs ebenbürtigen Parallelen zu einem fauligen Geruch, einem sich schwabbelig anfühlenden Körper, einem aufgeschlitzten Leibe suchen.

Aber auch Geruch, Gesicht und Getast tragen den Ekel nicht im gleichen Sinne. Der Geruchssinn ist der eigentliche Stammesort des Ekels. Die ekelhaften Geruchstypen sind massivere Einheitsgegebenheiten als irgendwelche der sonstigen ekelhaften Gebilde und bedürfen des assoziativen Anhangs am allerwenigsten. Durch den Geruch (Geschmack immer mit inbegriffen, teils als Verschärfung, teils als Einengung) wird der obere Digestivtrakt am unmittelbarsten affiziert, Brechreiz am meisten hervorgerufen, das Motiv der Nähe am stärksten erfüllt. Durch den Geruch werden auch Partikelchen des Gegenstandes in das Subjekt hineingetragen, wird intime Erfassung des fremden Soseins ermöglicht. In der Intimität dieser Sinnesmodalität gründet ihre primäre Bedeutung für den Ekel; es hängt damit auch die Erbrechensintention des Ekels, die selbst auf Essensintention zurückweist, zusammen. Bereits hier sei überhaupt auf den Beziehungskreis Ekel-Geruch-Fäulnis-Verfall-Absonderung-Leben-Nahrung usw. hingewiesen. Ein gegenständlicher Beziehungskreis, wie es bei der Angst etwa ganz fehlt, beim Haß in solch naturalistisch-bestimmbarer Form gleichfalls nicht existiert. (Vgl. den intentionalen Grundcharakter: die Idee eines „allgemeinen ekelhaften Soseins“.) An zweiter Stelle scheint zweifellos der Tastsinn zu folgen: auch dieser ist noch intimer als das Gesicht, in gewissem Sinne noch mehr nähebetonend — obwohl nie eine so intime Nähe suggerierend — als der Geruchssinn. Man denke nur an das Motiv der Kontaktnähe, an das Sichandrücken, Sichanschmiegen des Ekelhaften. Allein es

gibt hier doch nicht mehr derart eindeutige, derbe Ekeltönungen wie unter den Gerüchen. Es setzt schon eine gewisse Perversität voraus, daß man sich über das Ekelhafte alles Fauligen hinwegsetze und für zweifelhafte Eßwaren einen Geschmack bekunde; aber wer müßte eigens ein Ekelgefühl überwinden, um bei Aspik, Fruchtgelees, Pürees usw. kein Kostverächter zu sein? Und doch sollten im allgemeinen die Tasteindrücke des Schwabbligen, Schleimigen, Breiigen, im gewissen Sinn schon überhaupt des Weichen, für ekelhaft gelten. In Wahrheit sind sie vielmehr nur „prädisponierend“ für das Zustandekommen von Ekelwerten. Es bedarf dazu beim Tastsinn schon einer gewissen Komplizierung, eines Hinzutretens weiterhin bestimmender Elemente. Dies erhellt weiter aus der Erwägung, daß schlechthin vorbildlich für alles Ekelhafte das Faulige, Putride zu sein scheint: denken wir an den Ekel bei Berührung (Geruch ausgeschaltet!) von Eiter, schwärenden Wunden, erweichten fötiden Fleisches; nun aber gibt es einen spezifischen „massiven“ Fäulnisgeruch, jedoch nur vermittelnde, wiewohl charakteristische tastbare Konsistenzeigenschaften des Zerfallend-Organischen. Im übrigen weist die „Berührung“ in die Richtung der zweiten Hauptdomäne der intimen Vereinigung neben der Nahrungsaufnahme: der Sexualität, welche ja gleichfalls eine ansehnliche Zahl von Ekelmotiven liefert. Daß ihre Verbindung mit dem Ekel trotzdem lockerer ist oder mindestens weniger vorbildlich, wird noch zur Sprache kommen. Für diesmal soviel, daß sexuelle Ablehnung immerhin kein Analogon des Erbrechens in seiner spezifisch-funktionellen Eigentümlichkeit (wenn nicht seine einfache Übernahme) aufzuweisen vermag. (Das Motiv „intime Berührung fremdlebendigen Stoffes“ ist in der Sexualität zentral vertreten. Vgl. unten: „Beschmutzung“ usw.)

Wieder anders steht es mit dem Sehekel. Der Gesichtssinn ist in anderer Weise gegenstandsvermittelnd als der Tast- und Geruchssinn: wenn er einerseits ein unvergleichlich vielseitigeres, umfassenderes, „konformeres“ Bild des Gegenstandes zu liefern vermag — etwas „sehen“ heißt in ganz anderem Sinne es „kennen“, als etwas „riechen“ oder „tasten“ —, so führt andererseits ein Seheindruck, ein optisch einfacher Seheindruck, keineswegs derart in eine Wesensregion des Gegenstandes hinein wie ein Geruch oder eine Tastempfindung. Gibt es eine enge Beziehung zwischen Sehen und diskursivem Kennen, so gibt es auch eine solche zwischen Riechen-Tasten und jenem „Spüren“, „Fühlen“, das dumpf, einseitig, dem Gegenstandsganzen gegenüber „unverantwortlich“, aber doch tiefreichend genug sein mag. (Tasten steht dabei dem Sehen näher als Riechen.) Mit anderen Worten: die

Gesichtsempfindung vermittelt den Gegenstand erst — oder doch ihrer hervorragenden Funktion nach — in ihrer aufgebauten, gestalteten Mannigfaltigkeit samt Farben, Linien, Perspektiven usw., oder doch einigen von diesen. Daß eine Linie, eine Farbe schon „vielsage“, ist ein Grenzfall, bzw. eine abkürzende Redewendung: eine neue Linie (Farbe) ist dann vielsagend inmitten einer sonst schon gewohnten Mannigfaltigkeit. Oder aber handelt es sich um reine Schlußfolgerung: ein roter Laternenschein in der Nacht kann mir freilich einen ganzen Eisenbahnzug andeuten (keineswegs auch nur in rohester Form soseinsmäßig darstellen!). Etwas mehr Wesensausdrückendes ist freilich schon ein Phänomen wie „hektische Röte“ oder „schlanke Linie“. Aber, um beim Ekel zu bleiben: es gibt zwar auch Farben und überhaupt „Aussehensqualitäten“ der Fäulnis, aber lange nicht in so prägnant-eindeutiger Form wie Gerüche, ja sogar Tasteindrücke derselben. Das assoziative, ja vielleicht sogar syllogistische Element ist dort weit stärker in der Gesamtqualität vertreten. Nichtsdestoweniger besteht noch eine echte solche Gesamtqualität und damit ein echter Sehekel; nur ist dieser mehr in den anderen Ekelmodalitäten fundiert als umgekehrt. Auch genetisch knüpft sich die Herausbildung (und etwa auch Erziehung) des Ekelgefühls zunächst an den Geruch, wohl auch das Tasten, und dann erst — im weiteren Verlaufe — an das Sehen.

Dies alles kann auch so formuliert werden, daß der Geruchssinn das eigentliche Urgan des Ekels, weil Urgan der „intimen Soseinsfassung“ ist; daß aber der Gesichtssinn eine um so viel umfassendere Soseinsfassung trägt, daß er trotz mangelnder „Intimität auf einen Schlag“ doch noch eine eigene Ekelqualität *sui generis*, die freilich — durch das Inhaltliche hin — an der urwüchsigeren Geruchs-Ekelqualität orientiert ist, zu vermitteln vermag.

Wenn ferner schon im Tastekel die beim Riechekel noch geltende weitgehende Gebundenheit an den Gegenstandskreis der Fäulnis gelockert wird, so ist dies noch mehr beim Sehekel der Fall. Es gibt eine verhältnismäßig einfache Sehqualität des Ekelhaften, die mit Fäulnis schon recht wenig — wenngleich immer noch etwas — zu tun hat: der Seheindruck des „Gekribbels und Gewimmels“. Von einer so unbedingten Ekelhaftigkeit wie etwa beim Fäulnisgeruch kann hier allerdings nicht die Rede sein. Es hängt namentlich sehr viel von der näheren Beschaffenheit der fraglichen Gegenstände ab (siehe unten). Bezeichnend ist, daß der Gesichtssinn dort als Ekel-sinn primär in Betracht kommt, wo der Gegenstand wesentlich als Vielheit auftritt und gerade in dieser Eigenschaft Ekel auslöst.

2. Typen des physisch Ekelhaften.

In diesem Abschnitt soll eine Übersicht gehalten werden über die typischen Gegenstände jenes Ekels, der der Hauptsache nach unmittelbar durch Sinneseindrücke vermittelt wird, wobei wir freilich nicht mehr systematisch auf die verschiedene Rolle der einzelnen Sinnesorgane eingehen wollen. Das „Wühlen im Kote“, welches mit der Behandlung des gegebenen Themas unweigerlich einhergehen muß, dürfte durch das wissenschaftliche Interesse gerechtfertigt sein; es sei auch versucht, dasselbe doch auf das unvermeidliche Mindestmaß herabzudrücken. Auf Grund einer empirischen Einteilungsweise greifen wir neun Haupttypen heraus.

a) Der Urgegenstand des Ekels ist, wie schon angedeutet wurde, der Erscheinungskreis der Fäulnis. Dazu gehören auch: Verfall eines lebendigen Körpers, Verwesung, Zersetzung, Leichengeruch, im allgemeinen der Übergang des Lebendigen in den Zustand des Toten. Wohlgemerkt: nicht dieser Zustand selbst. Das Anorganische wird vielmehr überhaupt nicht als ekelhaft erfahren. Auch nicht ein Knochengerüst — denn „grauslich“ ist nicht „ekelhaft“ — oder eine mumifizierte Leiche. Die Note des Ekelhaften sitzt speziell am Vorgang des Verfaulens und ihrem Träger. Es gibt ein wiewohl kompliziertes, doch gestaltmäßiges Einheitsbild der Fäulnis als optisch-taktil-olfaktorischen Gebildes. Etwa zwischen fauligem Fleisch und fauligem Obst gibt es eine Ähnlichkeit auch der Färbung, von gemeinsamen Erscheinungen wie Erweichung usw. ganz zu schweigen. Überhaupt sei wiederholt, daß niemals das Tote als bloßes nicht-funktionierendes Lebendiges ekelhaft ist, denn dann wäre auch frisches Speisefleisch ekelhaft, ja sogar eine Statue, ein Bildnis hätten dann einen Stich ins Ekelhafte; dies ist jedoch mitnichten der Fall. Vielmehr bedarf es der substantiellen Auflösung, die mindestens intentional ein andauernder Vorgang, gleichsam selber noch eine „Lebensäußerung“ sein soll. Bereits hier begegnet uns die Beziehung des Ekels zum positiv Vitalen, zum Bewegungshaften. Unzweifelhaft gesellt sich zum Erlöschen des Lebens in der Fäulnis auch eine gewisse — recht merkwürdige — Lebenssteigerung, eine erhöhte Kundgabe dessen, daß überhaupt Lebendiges „da sei“. Dies bezeugen der mit der Fäulnis auftretende oder erstarkende Geruch, die oft grelle Verfärbung, der „Fäulnisglanz“, das ganze Phänomen des „Stürmischen“ in der Putrefaktion. Doch ist nicht jede krankhaft gesteigerte Tätigkeit ekelhaft: weder das Toben eines Irren, noch die Agonie eines Sterbenden ist es. Nicht das Lebewesen,

die Lebenseinheit als Ganzes wird im Absterben ekelhaft, vielmehr der Leib in seinen Teilen, das „Fleisch“ etwa. Also nicht die Totenähnlichkeit in irgendwelchem Sinne, auch nicht das Herannahen oder der Eintritt des Todes, — sondern sozusagen der beschließende Lebensabschnitt im Tode.

b) Mit dem Sichrichten des Ekels auf die Auflösung der konkreten lebendigen Materie hängt weiter das Ekelhafte der Exkremente zusammen. Ekelhaft sind im allgemeinen die Zersetzungsprodukte des Lebens, die vom lebendigen Körper ausgestoßen werden. Gewiß liegt hier nicht lediglich ein Spezialfall der Fäulnis selbst vor; keineswegs sind etwa die Exkremente die eigentlichsten Träger der Fäulnis, welche sogar an ihnen fehlen kann. Neben der Beziehung zur Fäulnis handelt es sich hier um eine eigene Art des Übergangs lebendiger in tote Substanz. Und dies wieder als „Lebensäußerung“, „Begleiterscheinung der Lebensvorgänge“. Der Ekel bezieht sich somit auch auf den Abfall-Charakter der Exkremente: den Umstand, daß verfallende organische Materie das Dasein oder Dagewesensein von Lebendigem anzeigt. Auch in den Zersetzungsprodukten des Lebens wirkt irgendwie nicht nur das Schwinden von Leben, sondern die Anwesenheit des Lebens selbst ekelerregend.

c) Von dem Vorherigen zu unterscheiden ist das Ekelhafte der körperlichen Ausscheidungen (Sekrete). Sie bezeichnen ein weiteres Entfernen vom Fäulniskreis, wohl verringert sich hier auch wieder die ausschlaggebende Rolle des Geruches. Gewiß sind die Grenzen zwischen Exkret und Sekret — ersteres ist bloße Schlacke, letzteres zu einer eigenen Funktion bestimmt, also wesensmäßig fäulnisfrei —, um ein naheliegendes Wort zu gebrauchen, „fließende“. Neben klaren Fällen gibt es verschiedene Zwischenstufen. Bei den Eiterungs- und ähnlichen Prozessen spielt freilich wieder das Moment der Fäulnis herein, und zwar in einer eigenen Abwandlung: das „Abfaulen bei lebendigem Leibe“ trägt eine besondere Note des Ekelhaft-Grauslichen an sich. Denn diese Fäulnis ist, obgleich ebenfalls vorgangshaft und „fortschreitend“, zudem noch einer Ständigkeit, gleichsam Verewigtheit teilhaftig, welche der Fäulnis „sich selbst überlassener“ Stoffe (Leichen, Abfälle) abgeht. Doch auch die Ekelbeziehung normalerer Ausscheidungen ist allgemein bekannt. Sie ist nicht ganz leicht analysierbar: mit dem bloßen Motiv „substanziell absterbenden Lebens“ würde man da nicht sein Auslangen finden, selbst wo es überhaupt noch anwendbar wäre. Vielmehr handelt es sich zunächst um die allgemeine Ekelhaftigkeit des Klebrigen, Halbflüssigen, gleichsam zudringlich Anhaftenden. Die hier gedachten

Stoffe (Schleim usw.) tragen, sofern sie sich zur Wahrnehmung aufdrängen — welcher Umstand immer eine „abnorme“ Lage bedeutet oder doch andeutet —, das Motiv eines „ungehörigen Lebensplus“ in sich; — ein Plus, das naturgemäß auch wieder auf Absterben und Fäulnis, auf sinkendes Leben hindeutet.

d) Der eben angedeutete Ekeltyp des Klebens, Anhaftens „am unrechten Orte“ usw. tritt auch allgemein, in weniger materie-behafteter Weise, in Erscheinung. Schon früher wurde bemerkt, daß an sich, rein intentional genommen, alles Ekelhafte irgendwie dem Subjekt „anklebt“, es mit seiner Nähe, seinem Dunstkreis umfängt. (Nicht etwa: es in ein Netz einfängt, aus dem es kein „Entrinnen“ gebe.) Besonders aber äußert sich dies im Phänomen des Schmutzes. Der Schmutz ist, soweit wir sehen können, der einzige typische Gegenstand des Ekels, der nicht eng auf zerfallendes Leben oder überhaupt Leben bezogen ist. Denn „schmutzig“ ist meine Hand etwa auch, wenn sie nur rußig oder staubig ist; und „unappetitlich“ wäre es, mit ihr Speisen zu berühren oder einem anderen — sollte dies sonst erlaubt sein — ins Gesicht zu fahren. Bei näherem Besehen freilich erweist sich auch dies als weniger einfach. Denn was ist eigentlich Schmutz? Das Element des „Schädlichen“ ist hier gewiß nicht zentral; es ist eine durchaus sekundäre Kenntnis, daß das Essen mit ungewaschener Hand u. dgl. m. gesundheitsschädliche Wirkungen haben kann. Ja, wir werden vor einer Hand, die etwa in Gelatine mit Cholerakultur getaucht worden ist, gar nicht als vor einer „schmutzigen“ zurückschrecken. Es gehört geradezu zum Wesen des Schmutzes eine relative Harmlosigkeit, bloß vage Schädlichkeit. Auch darin liegt aber ihr Wesen noch nicht, denn etwa einen Pilz, der ein klein wenig verdächtig erscheint, werden wir nicht mit dem Epitheton „schmutzig“ beehren. Andererseits trifft auch die Definition nicht zu, wonach „Schmutz sei ein Ding, das sich am unrechten Orte befindet“. Wenn ich in einem Torflager Edelsteine verstreut finde, werde ich nicht sagen, der Torf sei von Diamanten verunreinigt, vielmehr noch, ich hätte Diamanten im Schmutz gefunden. Sogar eine berußte Hand ist nicht die typische schmutzige Hand. Wir denken bei „Schmutz“ am ehesten an eine schwarzgraue Schicht von unbestimmter Zusammensetzung, überhaupt an „klebende Partikelchen“, für welche diese ihre Eigenschaft wesentlicher ist als die homogenen Stoffe, aus denen sie herkommen. Eine inhaltliche Beziehung besteht zu Kot (wieweit dabei physiologische Reminiszenzen mitspielen, bleibe dahingestellt), zu Fett und Schweiß. Soviel ist an der obenhin abgelehnten Schmutzdefinition richtig, daß der „Schmutz“ nun tatsächlich an

Orten auftritt, bzw. als Phänomen hervortritt, wo er nicht „hingehört“, d. h. störend, entstellend wirkt, und sich irgendwie „eingefressen“ hat, d. h. nicht einfach mit einer Bewegung abgestreift werden kann. Diese Orte aber sind Körperoberflächen oder Gebrauchsgegenstände, die den Körper eng berühren sollen. Und da zeigt sich doch eine unverkennbare intentionale Beziehung zu dem Leben, seiner Kumulierung und seinem Niedergang. Durch manuelle Tätigkeit werden die Hände, durch Tragen wird die Leibwäsche schmutzig. Im Zustandekommen des Schmutzes spielt vielfach der Schweiß die agglutinierende Rolle. Schmutz ist zum Teil einfach das Vorhandensein, die Nichtverwischtheit von Lebensspuren. Dies aber entweder in einer rein formalen, nur die Tatsache andeutenden Weise, oder aber durch einen „Stoff“ (eben jenes schwarzgraue Etwas), der ein ganz eigenes Gebilde und keineswegs einen der kompakten, wohlcharakterisierten „vitalen Stoffe“ (Sekrete usw.) darstellt. Wenn darum die inhaltliche Ekel-Note beim Schmutz eine recht geringe ist, so bietet doch der formale Zug der Vermischtheit, Charakterlosigkeit, eben der „Unsauberkeit“, der betonten und wie verkörperten Distanzverneinung, einen eigenen Ekelsanlaß. Allerdings sind die formale Haupteigenschaft des Ekelhaften, dem Subjekt (dem Angeekelten) irgendwie zudringlich „anzukleben“, und das inhaltlich Ekelerregende des Klebens zweierlei. Über die Beziehung der beiden wird sich später noch etwas ausmitteln lassen. Aber durch den „Schmutz“ wird das „Kleben überhaupt“ sinnfällig an die Subjektperson herangebracht. Dieses qualitätslose Partikelgemisch heftet sich, indem es zustandekommt, zugleich dem Menschen im Verfolge seiner Tätigkeiten an die Haut.

e) Wir betreten jetzt ein wesentlich verschiedenes Gebiet: das der ekelerregenden Tiere, insbesondere Insekten. Am besten spräche man im weitesten Sinne von „Kriechtieren“, womit auch schon das Hauptmotiv des diesbezüglichen Ekels aufgewiesen erscheint. Höher organisierte Tiere erregen selten einen spezifischen Ekel, außer man denke an ihre zufällige Unsauberkeit, ihren manchmal peinlichen Geruch, ihre „tierische Wärme“, die einige Menschen anekeln mag — alles Dinge, die unter Umständen auch den Menschen zum Gegenstande des Ekels machen können. Ob die rituelle Verpöntonheit einiger Tiere in gewissen Religionen zum wesentlichen Teile in echtem Ekel gründet, wäre schwer zu entscheiden. Es gibt eben einen Tier-Ekel, dem man kaum noch mit religiöser Sanktion beispringen müßte. Und, von dieser quantitativen Seite der Sache abgesehen: es gibt einen Ekel, der sich keinesfalls auf die Vorstellung des Ver-

speisens beschränkt, sondern den Anblick, die Nähe der fraglichen Lebewesen selbst betrifft. Manch einer, der das Fleisch des Pferdes in der heftigsten Weise zurückweisen würde, hegt ja sonst eine große Liebe für diesen edlen Kameraden des Menschengeschlechts. Nicht in diese Kategorie zählt der Ekel gegen Gewürm, Ungeziefer, ja auch sonst Weichtiere aller Art. Von den höheren Tieren muß wohl die Ratte besonders erwähnt werden: gegen dieses Säugetier richtet sich ein ziemlich allgemein verbreitetes deutliches Ekelgefühl. Vielfach verwebt sich indes ein Gefühl der unbestimmten Angst, des Unheimlichen darin. Auf jeden Fall spielt hier mit, daß es sonst kein Säugetier gibt, das sich in seiner ganzen Lebensform so *ungezieferhaft* geben würde wie die Ratte. (Unvornehm-schmiegsamer grauer, länglicher Körper, gehäuftes Auftreten, Aufhalten in Schlupfwinkeln, parasitäre Neigung, dumpf-tückischer Charakter, Beziehung zu Schmutz und Seuchen.) Was weiter die Schlange angeht, so scheint der Ekel gegen diese vielleicht noch mehr mit Angst (vor etwas Unheimlichem) vermischt zu sein. Nahezu alles Ekelhafte an der Schlange — das Kriecherische, Tückische, Wärmelos-Aktive — ist auch am Ungeziefer vertreten. — Nun zu diesem selbst: auch hier möchte ich mich nicht allzusehr in Einzelheiten vertiefen. Die individuellen Schwankungen des Ekelgefühls sind sehr beträchtlich. Allgemein tritt wohl der Ekel zurück oder er verschwindet ganz gegenüber Kerbtieren, die mit harten Schalen versehen sind und keine Herden bilden: die meisten Käfer gelten nicht für ekelhaft. Dasselbe gilt auch von Insekten, die mehr fliegen als kriechen (Bienen usw.). Was nun die Ekelhaftigkeit des Ungeziefers im allgemeinen bedingt, ist ein Zusammenwirken mehrerer Motive, die in weniger ausgeprägten Fällen zum Teil auch fehlen können. Es sind dies: Das Kriechen, Kleben, „Bekleben“ der Umgebung sozusagen (bei den Wanzen durch die flache Körperform gesteigert); das Gewimmel und Gekribbel, das Phänomen eines zusammenhängend wimmelnden Gemisches („Geschmeiß“!); die — teils scheinbare, teils auch reale — Beziehung der betreffenden Tiere zu Auflösung und Verfall (real vorhanden ist ihre häufige Vorliebe für faulende organische Stoffe, scheinbar — ohne vielleicht ganz bedeutungslos zu sein — der Eindruck, als wären sie selbst Teile eines solchen Stoffes, etwa aus ihm „entstanden“, als wäre ihre wimmelnde, tolle Aktivität eine Verfallserscheinung des Lebens); überhaupt der merkwürdig „kalte“ Zug dieser ruhelosen, nervösen, sich windenden, zuckenden Vitalität, als wäre das alles ein abstrakter, irgendwie demonstrativer „Lebenstanz“ ohne angemessene „Lebenswärme“, ohne inneren Gehalt des Lebens; endlich

aber der tückisch-aggressive Zug bei den meisten der besagten Lebewesen. Die Rolle des letzteren wurde oft überschätzt; die Annahme klingt gewohnt, daß der Ekel vor Kerbtieren nur eine — etwa phylogenetisch eingelebte — Form der Angst sei. Damit ist der Kern nicht getroffen: es mag schon solche Furcht mit dabei sein, auch wo sie nicht klar bewußt wird, aber sie tritt erst zum Ekel hinzu, fernab davon, ihn zu gebären. Der Ekel aber geht weniger auf die sachverhältnismäßige Gefährlichkeit der Tiere — warum können wir uns denn vor Bienen und Wespen ehrlich und im allgemeinen ohne Ekel fürchten? — als auf die (nur sekundär daseinsverankerte) Qualität des Heimtückischen, Versteckt-Böswilligen, dies eigentümliche Gemisch von Verstohlenheit und demonstrativ-frecher Aktivität, von Nichtigkeit und betriebsam-stechendem Eifer. Mag auch der Ekel ein teleologisches Warnamt erfüllen, sein intentionaler Sinn ist dies so wenig wie es etwa der Sinn des erotisch-ästhetischen Gefallens ist, weil manche den Verkehr mit auffallend schönen Frauen — mit der instinktiven Tönung „Vorsicht!“ — meiden. Zusammenfassend läßt sich kaum mehr sagen, als daß es sich auch beim ekelhaften Getier um den Eindruck eines „sinnlos“ wogenden, formlosen, das Subjekt irgendwie „anspringenden“, mit einem konkret fühlbaren Moderhauch des Verfalls, des Lebens-„Zerfressens“ behafteten Lebens handelt. Das besondere Scharfe, Lebhaftes dieser Ekelsart stammt wohl aus der Tatsache der Beweglichkeit, Aggressivität (nicht aber: Gefährlichkeit) des Gegenstandes, dem Bewußtsein „Es könnte leicht zur Berührung damit kommen“. Auch die Möglichkeit eines phylogenetisch verdrängten Wunsches, Insekten als Nahrung zu benützen, liegt nahe. Der Ekel würde dann durch die innervierte Abwehrgeste gegen solches Gelüste verschärft. Ebenso mag die allgemein sich einstellende Wunschregung, dies Ekelhafte zu zertreten, das Ekelhafte des Anschauungsinhalts noch vervollständigen.

f) Bei den Speisen drängt sich sofort eine wichtige Unterscheidung auf. Die Speisen sind nicht Dinge, die uns einfach begegnen, sondern funktional auf uns hingeeordnete Dinge: Stoffe, die wir essen sollen. Es ist nun ein Anderes, wenn sie uns nur in dieser ihrer Eigenschaft, und wenn sie überhaupt als Dinge, als Stoffe schlechthin, Ekel bereiten. Letzteres ist der Fall bei verdorbenen Speisen; es wäre ekelhaft, solche in meinem Zimmer zu haben, auch wenn keine Rede davon sein könnte, sie essen zu müssen. Dasselbe kann aber auch sonst noch der Fall sein: etwa bei Speisen, gegen die ich einen starken spezifizierten Widerwillen empfinde; z. B. wenn jemand den Duft von Zwiebeln oder den Anblick einer Tunke nicht

ertragen kann. Ja, es wird überhaupt ein gewisser, wenn auch gelinder, Ekel gegen Speisereste, von ihnen bedeckte Schüsseln empfunden. Im andern Falle aber tritt der Ekel erst auf, wenn die betreffende Speise aus irgendeinem äußeren Grunde tatsächlich gegessen werden soll. Es kann vorkommen, daß jemand nichts dagegen empfindet, den ganzen Tag über eine Kanne Milch auf seinem Tisch zu haben, jedoch unvermittelt die Herrschaft über seinen Magen verliert, wenn er versucht, einen Schluck davon zu trinken. Ähnlich verhält es sich beim zeitweiligen Widerwillen gegen sonst gern genossene Speisen. Der erste Fall berührt sich mit dem Ekel an der Fäulnis sowie an klebenden, mischmaschartigen, „schmutzigen“ Stoffen (vgl. auch das Ekelhafte unpassender Speisenmischungen); der zweitbehandelte Fall weist hinüber teils ins Gebiet des schlechthinnigen Lebens- und „Funktions“-Ekels, teils des mehr abstrakt-formalen, in diesem Sinne „moralischen“ Überdrußekels. Um so weniger gibt es einen einheitlich faßbaren Ekel über Speisen, weil hier allen typischen Fällen zutrotz die individuellen Verschiedenheiten zu groß sind. Durch die spezielle Bezogenheit auf Mund und Magen erscheint hier eben jede Aversion in Form des Ekels. So z. B. der Widerwille wegen „Fremdartigkeit“ einer Speise; während etwa die „Fremdartigkeit“ einer Landschaft oder dgl. nicht gerade mit Ekel wird empfunden werden. Immerhin sind die herkömmlichen Erklärungsversuche für Speise-Idiosynkrasien recht seicht und unzulänglich: so, daß jemand eine Speise verabscheue, weil er „gewohnt“ sei, sie nicht zu essen; oder, weil er sich daran „einmal“ den Magen verdorben hätte. Im allgemeinen wird es dabei bleiben müssen, daß in den meisten Speisen eine Möglichkeit des Ekelhaften steckt: durch den Anspruch, gegessen zu werden; durch klebrige, feuchte, irgendwie „schmutzige“ Beschaffenheit; durch das Naheliegen verschiedenster Reminiszenzen; endlich infolge der oft vorhandenen scheinbaren oder realen Beziehung zur Fäulnis. Es kann ferner der Fall eintreten, daß eine Speise gerade als Ding ekelhaft, als Speise aber nicht ekelhaft gefunden wird! Die Sache ist allgemein und harmlos, solange es sich nur um frischen „Speisegeruch“ oder irgend einen schärferen, charakteristischen Speiseduft außerhalb der Mahlzeit handelt, der freilich störend oder auch einigermaßen ekelhaft wirkt, wie schließlich alles in dieser Sinnessphäre, was sich unzeitmäßig aufdrängt. Es gibt aber auch eine perverse Vorliebe für leicht fauligen Beigeschmack, namentlich den *haut-goût* bei Wildbraten. Die Chinesen sollen gänzlich verfaulte Eier bevorzugen; dies würde ich weniger der von Relativitätsnarren so sehr überschätzten „Verschiedenheit der Ge-

schmäcker“ als der Raffinementssucht einer beispiellos überzüchteten Zivilisation zugute halten. Ob den Chinesen die Ekelhaftigkeit fauler Eier ebenso intentional gegeben ist (natürlich ohne aktuelle „Redundanz“) wie dem Liebhaber des „*faisandé*“ die Ekelhaftigkeit faulen Fleisches, weiß ich nicht; irgendwie dürften da die Bewußtseinslagen verschieden sein. (Jener Hang zu übersteigerten Bizarrerien scheint doch auch wieder eine Art „flächenhafter“ Naivität zu umschließen.) Ein verbreiteterer und — da es sich nicht um Fleisch handelt — harmloserer Fall betrifft den (scharf riechenden) Käse. Dieser enthält ja etwas, das zweifellos als Fäulnis wird angesprochen werden müssen. Die meisten Menschen, die gern Käse essen, halten wohl den Käsegeruch nichtsdestoweniger für ekelhaft. Sie würden vielleicht außerhalb des Mahlzeitsschlusses recht lebhaft darüber den Mund verziehen. Hier liegt offenbar ein Fall sekundär-positiver Bewertung, ich möchte sagen Erotik des Ekels vor, die in einem restringiertem Rahmen Platz greifen kann. (Ein ähnlich eingezäuntes Gewährenlassen — offenbar als sekundäre, „außergewöhnliche“ und doch „straffreie“ Lebenssteigerung — gibt es auch sonst noch: z. B. die erotische Freiheit im Tanz, bei sonst „anständigem“ Verkehr. Nebenbei, um beim Gastrischen zu bleiben: Wie gern wird Bier getrunken, obwohl sein Geschmack eigentlich schlecht ist! Man trinkt es eben, statt es — wie Wein — zu kosten, also gleichsam intensiv zu prüfen, „eingehend“ zu beurteilen.)

g) Der menschliche Leib als solcher, seine Nähe, kann gleichfalls Ekel hervorrufen. Im allgemeinen wird man allerdings diese Erscheinung für pathologisch erklären und namentlich aufs Konto der Hysterie buchen — außer es handle sich um Zustände, Eigenschaften oder Produkte des Leibes, die in specie als ekelhaft anerkannt werden. Allein auch eine pathologische Ekeltönung ist eine Ekeltönung, zumal wenn sie Typisches darstellt; und überdies ist der Ekel vor dem Leibe zweifellos auch in der Gefühlswelt des gesunden Menschen vertreten. Der Ekel, den der Gesunde etwa gegen den Versuch gleichgeschlechtlicher Annäherung empfindet, richtet sich gewiß nicht nur gegen die Idee der sexuellen Inversion, sondern auch gegen den als Mittel jenes Versuchs intendierten fremden Leib selber. Oder auch: bei der Umarmung einer radikal ungeliebten Person des anderen Geschlechts. Oder harmloser noch: Wie viele Menschen erfaßt nicht ein gewisser Ekel, wenn sie in der Straßenbahn mit anderen zusammengepfercht werden, oder wenn sie sich auf einen „vorgewärmten“ Stuhl setzen müssen? Es besteht eine (normale) Neigung zum Ekelhaftfinden des Leibes, die freilich nur unter gegebenen Umständen zur Geltung

kommt: etwa dort, wo „der Leib“ gerade als solcher, also ohne „menschliche“ Rolle und Beglaubigung, hervortritt und andringlich wird, sich allzustark als Leib „spüren“ läßt. Der Ekel, der hier gemeint wird, bezieht sich wohl auch auf Sexuelles: nämlich auf die Möglichkeit einer allgemeinen sexuellen Hemmungs-, Schranken- und Formlosigkeit, die durch ein „ungewohntes“ oder besser unmotiviertes, für das Subjekt wenigstens unfunktionelles Aneinander von Leibern unvermeidlich suggeriert wird. Dieser Ekel aber kann sich den fremden Leib als „anschauliches“ Objekt nur wählen, weil ja der Leib für Ekeltönungen anderer Art (die bereits besprochen wurden) den potentiellen Sammelanlaß abgibt. Allgemein gültig ist der Ekel gegen das — wahrnehmbar gewordene — Innere des Leibes, das Blut mitinbegriffen. Darin aber mischt sich Grausen, Angst, Bewegtheit usw. Die Beziehung des „geöffneten“ Körperinneren — wie überhaupt jeder auffallenden Hüllenlosigkeit — zu Verwesung, Fäulnis, ungeordnetem „Zutageliegen“ von Lebenserscheinungen, Lebens-„Gewirre“, bedarf keiner besonderen Erläuterung.

h) Vielleicht dürfen wir auch noch zum physischen Ekel rechnen: einen gewissen, gleichfalls ins Pathologische spielenden, und doch oft wiederkehrenden Ekel vor dem wuchernden Leben, der üppigen Fruchtbarkeit. „Alle *fécondité* ist nur ekelhaft“, sagt einmal mannhaft Otto Weininger, den man freilich von manichäischer Verirrung nicht wird freisprechen können. Vielleicht aber wird der Ekel beim Anblick quellender Brüste, „wimmelnder Brut“ irgendeiner Tiergattung, Fischlaich, ja vielleicht sogar üppig ins Kraut geschossener Vegetation, doch nicht einzig und allein erdverlorenen Psychopathen bekannt, wiewohl gewiß nur für solche ein bestimmendes Lebensgefühl sein. Man denke nur an die Beziehung zum Ungeziefer; oder an das Geistig-Ekelhafte der Idee formlos schäumender Vitalität, qualitätsgleichgültiger Drauflosproduktion von Keimen und Brut, die so unabweislich auch die Idee schneller massenhafter Verwesung bei sich führt.

i) Endlich verweisen wir auf das Ekelhafte der Krankheit und der körperlichen Verwachsenheit. Dies ist schon einigermaßen durch die Ausführungen über Exkret und Sekret, Verwesung, Leib und Leibesinneres beleuchtet worden. Es handelt sich um eine „ungewöhnliche“ und wie übertriebene Äußerung, „Wucherung“ von Leben (Geschwulst, Geschwür!), die zugleich schon in Verfall übergeht. Die Andeutung des Todes für den Gesamtorganismus ruft freilich eher Grausen als Ekel hervor; je anschaulicher, stoffbehafteter das Grausen, um so mehr neigt es in Ekel hinüber. Beim Krüppel

wirkt nicht die funktionelle Unzulänglichkeit ekelhaft, — z. B. Taubstummheit nie, Hinken wohl auch nicht — sondern die Deformation der Gestalt, indem jeder Mangel an einem sichtbaren Körperteil irgendwie auch ein sichtbares „Plus“ bedingt: etwa einen blutigen Stumpf. Nicht der nackte Lebensmangel an sich, sondern das — etwa in ihm fundierte — Leben am unrechten Orte, die „abschüssige Bahn“ des Lebens in ihrer Plastizität, fordert Ekel heraus. Ekelhaft scheint ja überhaupt die übersteigerte (nicht einfach „mechanisierte“!) Lebenstätigkeit, Lebensbetriebsamkeit „an sich“ zu wirken, soweit sie aus dem Rahmen einer wirklich oder doch quasi „personalen“ Lebens-Einheit, eines zweckvollen Gesamtorganismus, hinausfällt.

3. Typen des moralisch Ekelhaften.

Unter „moralisch“ verstehen wir hier nicht „ethisch“ im strengen, qualifizierten Sinne, sondern etwa „geistig“ — freilich auch mehr oder weniger ethisch bezogen — im Gegensatz zu „physisch“, wie man von moralischen Faktoren oder der moralisch wichtigen Seite der Sache usw. redet. Ein Versuch zur Einteilung der hier in Betracht kommenden Gegenstandstönungen des Ekels kann noch weniger auf Evidenz Anspruch erheben als die oben durchgeführte Gruppierung der immerhin schärfer umrissenen Gegenstandseinheiten des physischen Ekels. Wir wollen hier fünf Abarten unterscheiden.

a) Wenn die betreffende Materie dazu geeignet ist, kann das Unlustgefühl, das durch eine lästige Gleichförmigkeit erweckt wird, eine ekelähnliche Färbung annehmen (*Überdruß*ekel). Der *Überdruß* im engeren Sinne tritt nur ein, wenn jenes immerwährende Erlebnis ursprünglich oder an sich lustbetont war; nicht sowohl der Gegenstand als die Lust an ihm selbst wird ekelhaft. (Wenn ich sage, ich sei einer Plage als solcher schließlich „überdrüssig“ geworden, so hat das mit eigentlichem *Überdruß* nichts zu tun, es bedeutet einfach: „Ich habe die Geduld verloren“. Ebenso sagt man bisweilen: „Genug von dem Spaß!“. Oder: Ich will es nicht länger „schlucken“.) Da ist wieder die Beziehung des Ekels zu einseitig übersteigelter, gleichsam in einem abgeschiedenen Gehege endlos wogender Vitalität ersichtlich. Ein Ekelgefühl hält einen davor zurück, in einem Genuße zu „ertrinken“. Man kann nicht einfach sagen, daß dieser Genuß es zu sein aufhöre; er wird nur schal, wüst, gerät in einen irgendwie fühlbaren Gegensatz zum Lebenswillen der Persönlichkeit. Es muß sich dabei nicht um einen ausgesprochenen Genuß handeln; wichtig ist nur, daß nicht der Gegenstand selbst, sondern das Phänomen seines endlosen Vorhaltens zur Ursache eines Abwehrgefühls wird. Der

Gegenstand ist dann immerhin soweit lustvoll, als alles, „worin“ man lebt, an sich und *ceteris paribus* „lustvoll“, positiv lebensbetont ist. Doch typischere Formen des Überdrusses knüpfen sich an eigentlich Lustvolles. Dazu gehört der Ekel, mit dem man auf einen überstandenen Rausch (nicht gerade nur alkoholischer Art) zurückdenkt: nicht als dauerte jeder Rausch eine Ewigkeit hindurch, sondern weil er eine jene Dauer ersparende Konzentrierung des Genusses, ein „Überlaufen“, „Sichüberschlagen“ desselben beinhaltet. Ein ähnlicher Ekel kann auch auf jeden Genuß folgen, der zwar nicht *ex genere suo* rauschartig ist, aber konzentriert, „zusammengerückt“ genug, um sich vom übrigen Leben als ein kontinuierlicher Sondergenuß abzuheben: so wenn man täglich denselben Leckerbissen vorgesetzt bekommt, oder überhaupt mit Freuden der Tafel durch lange Zeit überhäuft wird, oder sehr lange im Bett geruht hat. Kennzeichnend für alle diese Überdrußzustände ist — in Abweichung von der bloßen Langeweile — ein gewisser Verlust des Zeitgefühls, eine Note des Zeitlosen, In-sich-kreisenden, Sterilen, einer „ewigen“ — endlos zunehmenden — Selbstsättigung des Zustandes, eine Art „Schwindel“, eine Desorientierung des Lebens, ein „Himmelreich“, aus dem man endlich in eine herbere und freiere Luft zurück möchte. Dies gilt für jedes ziellos gewordene lustvolle Verweilen und vielleicht noch für einige speziellen Gebilde. Ekelhaft in diesem Sinne kann für die meisten Menschen die dauernde, etwa noch mit Gesundheit und Wohllieben verbundene Untätigkeit werden (vgl. die Versumpfung nach Art des Oblomow, die freilich letzten Endes auch „ungesund“, ja physisch tödlich wird, von Ursprung aber sogar in einer recht robusten, unnervösen Gesundheit wurzelt). Gastronomisch ekelhaft können vor allem andern Süßigkeiten leicht werden, da gerade Süß den Grundton eines sozusagen widerspruchslosen, ungebrochenen, grenzen- und gestaltlosen, „faden“ Wohlgeschmacks bildet. (Die tiefere Analyse der Geschmacksbedeutungen wäre eine reizvolle, hier unangebrachte Arbeit.) Endlich hat sicherlich mit dem Überdrußekel jener spezifische Ekel etwas gemein, den wir gegen die Blutschande — zwischen Geschwistern und noch mehr Agnaten — empfinden. Aristoteles hat es etwas ungenau so ausgedrückt, daß eine Vereinigung der beiden mächtigen Zärtlichkeitsarten auf eine und dieselbe Objektperson höchst „unzweckmäßig“ sei. Es liegt etwas ungewöhnlich Schales, grauenvoll-süßlich Anödendes in dem Gedanken, daß die ursprünglich, kindheitlich (bei Mutter und Kind vorgeburtlich!) familiäre Gemeinschaft noch das Sexualleben in sich aufnehme, ein Vorbild einknickender Lebensstrom-Verdickung. Zum Teil mag der

Inzestekel sohin als Überdrußekel erklärt sein. (Ich muß beifügen: Keineswegs sollte hier die Unsittlichkeit des Inzests schlechthin behandelt, geschweige erschöpft werden. — Vielleicht könnte all dies cum grano salis auch auf die Ehe angewandt werden. Man vergesse aber nicht, 1. daß bei der Ehe die „Eintönigkeit“ etwas vital Sinnvolles, wenigstens der Idee nach Zweckgerichtetes ist und kein bloßes in sich brodelndes Schwelgen; die Möglichkeit des letzteren halte ich tatsächlich für eine ethische Gefahr der monogamen Erotik, — 2. daß die normale Ehe keineswegs eine „Familiengemeinschaft“ in dem Sinne erzeugt, wie jene Blut- und Extraktionsgemeinschaft es ist, zu welcher im Inzest noch die sexuelle Gemeinschaft, und diese natürlich als eine solche in demselben Sinne wie die eheliche, hinzutritt; Blutschande sexualisiert und resorbiert das Leben, Ehe verwertet Sexualität und begründet Leben.)

b) Als nächster Gegenstand des moralischen Ekels sei die übermäßige oder am falschen Orte entfaltete Vitalität angeführt. Nur unter der Voraussetzung kann diese indessen Ekel erwecken, daß sie sich eine gewisse Nähe zum Subjekt erzwingt, die Vitalität des letzteren wesensmäßig mitzureißen droht; meist ist die Ekelwirkung auch bedingt durch den irgendwie faßbaren lebensverratenden, im weitesten Sinne „verwesungshaften“ Zug jener Überlebendigkeit. Wenn z. B. jemand sehr stark ist und außergewöhnliche körperliche Arbeiten verrichtet, so wird ihm dies kaum Ekel eintragen können. Vielleicht schon eher, wenn er dabei ein ausgesprochener „Muskelmensch“ ist mit völlig vernachlässigtem Geistesleben: da kann schon eher der Eindruck einer Lebens-„Völlerei“ samt Fragwürdigwerden des vitalen Gesamtwertes entstehen. Roheit, in allen Richtungen „tobende“ körperliche Energie, ein konzentrierter „Duft“ des Lebens können mitunter ekelhaft, wenn auch niemals typisch-ekelhaft anmuten: um so mehr, als in ihnen etwas Aggressives, Zwingendes, Verführerisches steckt, welches eben zur Ekelerzeugung unerläßlich ist. Jeder Ekel enthält einen „Widerstand“ schlechthin und vorab die heftige Ablehnung einer Zumutung. Nicht nur, daß die Ekelentbindung aktuell wird bei bestehender Nähelage des sie veranlassenden Gegenstandes: der Gegenstand selbst bedarf, um schlechthin ekelhaft zu sein, eines in seinem Sosein vertretenen Nähegehalts, eines Nähemoments, das auch die Tendenz in sich trägt, auf die Situation des wahrnehmenden (erkennenden) Subjekts überzugreifen. In der Erfüllung dieser Bedingung wurzelt die überaus weitgedehnte Ekelrolle der ungeordneten Sexualität. Vertretung einer in sich brandenden und

schwelenden Vitalität, Ausprägung des Nähemotivs und Drang zur Übertragung dieser Nähe auf die Lage des affizierten Subjekts selber sind in ihr vollauf vereinigt. Dazu kommt, daß bekanntlich der Sexualtrieb einer der großen funktionalen Grundtriebe des Lebens und auf ein bestimmtes, recht allgemeines Lebensziel hingeordnet ist, dabei aber — aus tiefen biologischen und metaphysischen Gründen, die hier unerörtert bleiben müssen — keineswegs rein mechanisch betätigt werden kann, vielmehr in seiner ganzen und teilweisen (initialen) Befriedigung auf überaus weitgespannte Weise sich ausbucht, abwandelt und von seiner letzten Bestimmung mehr-minder unabhängige Gebilde zeitigt. Es gibt kaum ein Element des Lebens, das die Sexualität nicht in ihren Dienst zu beugen trachtet oder doch irgendwie berührt, ergreift, anzeichnet. Die ethische Frage, wann dies als sittlich böse oder doch „ungeordnet“ aufgefaßt und gehemmt werden muß, gehört nicht in unsere Betrachtung; im allgemeinen denke man dabei an perverse, polygamische, lebensfeindliche, lebensüberschwemmende Sexualität. Der Ekel hat hier ein weites Gegenstandswelt, wobei aber gleich bemerkt sei, daß Ekel und ethische Verurteilung nicht etwa streng parallel gehen, sondern der Ekel einerseits sich auf bestimmte Seiten und Typen sexueller Unmoralität richtet, andererseits auch empfunden werden kann, ohne daß das eigentliche ethische Urteil ihm auf die Spur folgen würde. Der Ekel wird sich gegen die Unmoral soweit richten, als sie als „Beschmutzung“, „Besudelung“ des Lebens und seiner Werte empfunden wird; weniger etwa gegen eine „satanische“ oder eine mechanisch-oberflächliche Sexualität (vgl. auch die Unterscheidung von der Verachtung, IV. 1). Ekelhaft kann aber andererseits auch die Vorstellung einer nicht gerade „sündhaften“ Sexualbetätigung durch ihre zufällige Nahelegung oder harmlose Geschmacklosigkeit wirken, so auf feinsinnigere Menschen die öffentliche Ankündigung der „Brautnacht“ bei der Hochzeitstafel. In der Tat kann alles Sexuellbetonte für die meisten Menschen bald ekelhaft wirken: dies ist so gut wie immer der Fall, wenn trotz der im Gegenstand liegenden „Einladung“ dazu die sexuelle Anziehung oder Anregung selber nicht zustande kommt; man kann aber auch zwischen letzterer und dem Ekel oszillieren. („Abnorm“ ist es, wenn das Ekelgefühl hier abgestumpft oder aber hypertrophisch ist; ferner auch, wenn es eine regelmäßige Kombination mit gleichanwesender sexuellen Erregung verträgt.) Warum doch der urbildliche massive Ekel nicht auf sexuellem, sondern auf gastrischem Gebiet besiedelt ist, hat seinen Grund teils in der größeren Einfachheit und Eindeutigkeit der Verhältnisse im letzteren Bereich,

noch mehr aber im Vorhandensein des Erbrechens, der antiperistaltischen „Nein!“-Bewegung, wofür das Analogon auf dem Gebiete sexueller Verweigerung vollends fehlt. (Dies freilich hängt wieder damit zusammen, daß die geschlechtliche Vereinigung, von der Rollenzweiheit der Partner auch ganz abgesehen, „Einverleibung“ in einem dem Essen analogen Sinne nicht kennt.) — So vertritt denn „ungeordnete Sexualität“ für den Ekelsinn das ungeordnet, „unsauber“, „feucht“ quirlende, vital „ungesunde“ Lebensplus überhaupt. Allein auch Geistigkeit am falschen Orte mag nach unserem besten Wissen etwas wie Ekel hervorrufen. Es ist etwas Ekelhaftes daran, wenn alles auf Erden mit Grübeleien, „Gedanken“, Rechnerei und Haarspalterei beklebt wird. Das unfruchtbare Selbstzweckhafte eines ewigen Gedankengeknisters, die dadurch erzeugte Stockung im Ablauf der Lebens- und wohl auch der Denkfunktionen veranlassen ein Schalheitsgefühl, das ganz zweifellos mit Ekel verwandt ist. Wenn ein Soldat den Befehl seines Vorgesetzten zunächst mit einer Untersuchung über dessen Richtigkeit beantwortete oder andere solche Fälle übel angebrachter Kritik und geistiger Verweichlichung werden wohl oft nicht nur als ungehörig, absurd, verderblich, sondern als irgendwie „ekelhaft“ empfunden. Ebenso auch eine zwecklos-subtile, subjektivistisch-schwelgerische, im Herzensgrund gegenstandsgleichgültige Überverfeinerung oder Schwulstigkeit der Denk- und Darstellungsweise, jener unverantwortliche, ungerichtete „Gedankenreichtum“, den man besser die Geilheit des Geistes nennen würde. (Von einer Seite aus kann man dies alles durch Einführung in die Atmosphäre des Th. Mannschen „Zauberberg“ nicht übel kennen lernen.) Oder nennen wir es so: Geistigkeit, Geistreicheit ohne Härte und Rückgrat. (Der „ekelhafte“ Zug des Journalismus.) Mit einem Wort: wo das Flackern und Qualmen des Geistes die intentionale Beziehung, das schlichte Sagenwollen verdunkelt und erstickt. Ob da jeder die Note des Ekelhaften bestätigen wird, dünkt mir freilich zweifelhaft. Allgemeiner wird Ekel bekundet gegen eine allzu starke gedankliche Zerfetzung eben der sexuellen Dinge; darin soll gegenüber geradliniger Triebhaftigkeit etwas Unsauberes sein. Dies ist nun allerdings eine Sache der dabei obwaltenden Intention; an sich bedeutet keine intellektuelle Bearbeitung, auch nicht die des sexuellen Gebiets, irgendeine Unsauberkeit. Es besteht hier nur die Gefahr, daß das gedankliche Verweilen und Wühlen selbst allzusehr zu einem Stück Geschlechtsleben wird, kraft der ungeheueren Abwandlungs- und Amalgamierungsfähigkeit des Sexualtriebs; und dadurch entsteht so etwas wie eine zäh anhaftende „Schimmelkruste“

am Gefühlsleben (vgl. IV. 1). Zur Ekelwirkung trägt bei, daß es sich hier um einen wesenhaft „fortschreitenden“, „infektiösen“ Vorgang handelt, etwas auch im formalen Sinne „Haltloses“, alles „Angreifendes“, Fäulnishafte: und dabei doch Ungerichtetes, Undynamisches, im eigenen Dunstkreis Strudelndes.

c) Zum moralisch Ekelhaften zählt weiter die Lüge, bzw. der Charakterzug der Verlogenheit. Wieder befassen wir uns nicht mit der Gesamteethik der ganzen Unkorrektheits-Phänomene, nur mit ihrer Beziehung zum Ekel. Der Abscheu, der uns bei der Feststellung „Lüge!“ durchzuckt, scheint einen Bestandteil von Ekel zu enthalten; deutlicher aber ist das Ekelement vertreten in der Abneigung, die wir gegen einen als verlogen bekannten Menschen bekunden. („Verlogenheit“ ist weder ein bloßes „Vorkommen“ von Lügen bei einem Menschen, noch weniger ein Hang zur Selbsttäuschung oder pathologisches Lügenreden, sondern eine innere Gleichgültigkeit gegen Wahr und Unwahr, kraft welcher man wohl auch sich selbst belügt, mit sich selbst nicht ins Reine zu kommen müht, aber auch, bei Vorhandensein irgendeines inhaltlichen Motivs, ohne jede innere Erschütterung bewußt Falsches aussagt.) Was der Lüge die Note des Ekelhaften einträgt, ist zunächst ihre gleichsam wurm- oder schlangentypisch verkrümmte, versteckte Aggressivität; es ist schon ein ganz robuster Ekel, der einen erfaßt, wenn man etwa Schmeicheleien aus jemandes Mund anhören muß, den man sich im Grunde nicht wohlgesinnt weiß. Also etwas mindestens formal Feindliches, mich bezwingen Wollendes, das zugleich in meine Nähe dringt, auch in eine Nähe, die einer drohenden Gewalt immer und von vornherein verwehrt bliebe. Dazu kommt nun noch die Seite der Lüge, die nicht unmittelbar den Angelogenen betrifft: der Tatbestand der beabsichtigt falschen Aussage, d. h. Eindringen des unmittelbar „Lebensmäßigen“ (sei es „Interesse“ im faßbaren Sinne, sei es Impuls oder sonst ein „Lebensmotiv“) in die Sphäre intentionaler Betätigung, die für die reine Sachbestimmtheit vorbehalten ist und gerade in diesem Sinne dem geistigen und dem vitalen Leben überhaupt dient. Gewiß gibt es beabsichtigt falsche Aussage, im Gegensatz zum Irrtum, nur im Hinblick auf einen — sei es noch so imaginären und abstrakten — Zuhörer; der aber ist von dieser Seite aus betrachtet nur ein Grenzfaktor: die Lüge selbst, als ein geistiges Gebilde, beinhaltet die obenerwähnte verbogene, „aufgeweichte“, mit sinnwidrigem Lebensstoff „angeschwommene“ Sachintention. Bei der Verlogenheit drückt sich dies naturgemäß noch greifbarer, substanzieller, irgendwie fäulnishafter aus, da hier die Person des Belogenen sowie

das (gleichfalls vorhandene) Sachliche des unmittelbaren Anlasses gänzlich zurücktreten, im Vordergrund aber die Erscheinung steht, daß der Betreffende dort, wo dies selbstverständlich wäre und durch die Sachlage selbst angekündigt wird, nicht sich selbst gibt, — daß er dort, wo er durch das System seiner Sachintentionen hindurch erfaßbar sein sollte, durch eine Schicht schleimiger, schmutziger „Lebenshaftigkeit“ verdeckt wird. Dem ist hinzuzufügen: 1. daß selbstredend jene „Erfassung“ einer Person, als Ganzes, auch sonst immer nur eine recht unvollständige sein kann und soll, dies aber die Forderung und Möglichkeit der sachlichen Schlichtheit und Offenheit, des Nichttäuschens, keineswegs berührt; 2. daß der im obigen Sinne ekelhafte Zug — mit einer gewissen Winkelabweichung — auch dem nur „innerlich“ verlogenen Charakter anhaftet, also dem krummen, täuschungsvollen, feigen, durchgängig affektbeladenen Denken und Überzeugungsleben selbst.

d) Ähnlich ist der Ekel über jede Art von Falschheit, Untreue, Verrat usw. zu beurteilen; Abschattungen und Gradunterschiede dieses Ekels müssen uns nicht weiter aufhalten. Besonderer Erwähnung wert erscheint mir aber jene Spielart der Unkorrektheit bzw. Unechtheit, die im weitesten Sinne als *K o r r u p t i o n* bezeichnet werden kann. Der Menschheit Bewußtsein erachtet es für „schmutzig“ und daher ekelhaft, wenn die Wertmannigfaltigkeit des Lebens und namentlich die Gruppe hochgewürdiger Werte auf die Ebene des Geldwerts gebracht, gleichsam in Geldwert eingeschmolzen wird. Zunächst liegt hier Lüge — Falschheit — vor, denn nicht um einen universal durchgeführten aufrichtigen Ökonomismus (ein Ding der Unmöglichkeit) handelt es sich hier, sondern um ein Vortäuschen von selbstgeltenden Werten, die nur mehr maskenhaft das Geldinteresse verdecken (z. B. von selbstlosem Dienst der Öffentlichkeit bei der Korruption im öffentlichen Leben). Damit aber ist die spezielle „Schmutzigkeit“ der Erscheinung noch nicht gekennzeichnet; sie geht vielmehr auf die spezielle *E i g n u n g* des Geldinteresses, andere Werte auszuhöhlen und auf ihre Stelle zu treten, zurück. Unwillkürlich steigt uns hier das Bild einer gestaltlos gewordenen, gleichförmig-breiigen, gleichsam „kariösen“ Masse auf, welche sich an Stelle des gesunden Gewebes mit seiner lebensvollen Mannigfaltigkeit als ein lebennachahmendes Totes einfrißt. Gerade darin aber ist der Wesenszug der „Korruption“ fest begründet, daß jene verdrängten Werte — Ehre, öffentliche Wohlfahrt, Überzeugung usw. — nicht einfach verschwinden und einem homogenen Kosmos des Geldwerts den Platz räumen (dies wäre eher als ein metaphysischer Absturz denn als

„Korruption“ anzusprechen), sondern teils als Masken, teils aber (denn nur so ist es in Wahrheit überhaupt möglich!) in abgeschwächter und entwurzelter Form auch als wirkliche Wertmächte fortleben. In dieser wesensmäßig fortschreitenden — oder doch immer notwendig vorzudringen scheinenden — Lockerung und Aus-höhlung liegt gerade das Fäulnishafte der Erscheinung, das Bild einer verwesenden lebendigen Substanz. Es stimmt vollkommen dazu, wenn die Korruption meist auch einen Fäulnisglanz, eine Scheinblüte zeitigt: eine gewisse Art von Regsamkeit, Spekulation, eine bunt-schillernde Oberfläche von Qualitäten, Novitäten, Scheinwerten aller Art, die die dumpfe Allmacht des Mammons bedeckt. Ohne Zweifel liegt auch hier ein „Lebensplus“ in seiner Art vor; und der sich da-gegen richtende Ekel berührt sich eng mit dem Überdrußekel, dessen Gegenstand eben die „öde Fülle“ ist. Erwähnenswert ist auch, daß der hier einschlägige Ekel so nah mit dem Ekel an der Unvor-nehmheit verwandt zu sein scheint. Unvornehm ist die gleich-förmige, rohe, ihrer eigenen Durchsetzung und Verbreiterung restlos verhaftete, problem-, ideal- und schrankenlose Lebendigkeit; nun aber kann das Geld, der *nervus rerum*, einen ähnlichen rohen Lebens-monismus begründen, wie der ursprüngliche biologische Lebensdrang. (Die Soziologie dieser Erscheinung will in diesem Rahmen nicht untergebracht sein.) Es liegt indes auf der Hand, warum wir doch angesichts des Mammonismus weniger den Atem eines urwüchsig-physiologisch Ekelhaften und mehr den Geruch des Schmutzes, ja auch — trotz einer weitgehenden inhaltlichen Verschmelzung mit dem ur-unvornehmen rohen Lebensinteresse — die Atmosphäre der Wurmstichigkeit und des Niedergangs verspüren. Das hier drauflos drängende Lebensinteresse begreift zwar unter den obwaltenden sozialen Verhältnissen auch die biologischen Grundbedürfnisse in sich, bezeichnet aber seiner Gesamtstimmung und Intentionsfülle nach durchaus nicht einfach die Übertragung des biologischen Leben-wollens in „zivilisierte“ Verhältnisse, sondern ein Wertstreben, das auch vom rein biologischen Standpunkt aus Verarmung und Ver-biegung in sich birgt.

e) Wir beschließen diese Aufzählung mit einem Hinweis auf die Ekelbeziehung aller moralischen „Weichheit“: wir meinen Halt-losigkeit, Schwabbeligkeit, — Charakterlosigkeit nicht so sehr im Sinne der Treulosigkeit und Falschheit, als im Sinne der Formlosigkeit, der inneren, wesenhaften, unerzwungenen Rückgratlosigkeit. Die innere Unfähigkeit zu festem Wollen, Stellungnehmen, Ausharren gehört mehr in diesen Kreis als etwa die eigentliche Feigheit, die eher ver-

ächtlich als ekelhaft ist, da sie von der Person kein substanziell-anschauliches Bild bietet. Hierher gehören aber auch Rührseligkeit, Duselei, ja auch unklare Schwärmerei, die ganze Ungediegenheit des geistig-moralischen Lebens. Gegen all dies kann — ohne es immer zu müssen — ein Ekel im Betrachter aufkochen. Er ist ähnlich dem schon erwähnten Ekel gegen das selbstherrliche Schwelgen der Geistigkeit, nur betrifft er nicht die Gesamtanordnung und allgemeine Intentionierung des geistigen Lebens, sondern die nähere Beschaffenheit seiner Gebilde einschließlich aller seelischen Regungen. Einen Ekel dieser Art empfinden manche (mich inbegriffen) über jene Anhimmlung der Seele und der Gefühlszustände, die namentlich einen Teil der russischen Literatur und noch mehr die Ideenwelt ihrer Beweihräucherer auszeichnet. Es ist wieder das schmelzende und quellende, der festen Formung, Auswahl, Zweck- und Sinnhaftigkeit widerstrebende „Leben“, das dabei ekelhaft wirkt: das Mißverhältnis zwischen kargem Wertgehalt und betäubender Duftfülle des Lebens. (Im tieferen Sinne ist all dies seelische Treiben natürlich auch falsch und verlogen, da echte Lebenskraft, Seelengröße usw. immer auch Härte, Festigkeit, Formwillen bekunden; im einzelnen kann jedoch darum das Fühlen ein echtes und aufrichtiges sein. Letzteres ist wohl mehr der Fall bei den russischen als bei den deutschen Vertretern des russischen Seelentums.) Nicht ohne Grund fällt aller lebendige „Stoff“, der sich als solchen allzusehr spüren läßt, nur zu leicht in den Verdacht beginnender Fäulnis. Denn es ist ein höchst bedeutsamer Befund der Erfahrung, daß leichte Fäulnis den spezifischen Geruch und Geschmack des von ihr befallenen Stoffes noch nicht unterdrückt, ihn vielmehr noch charakteristischer (*haut-goût!*) hervorlockt, somit den im Stoff steckenden eigenartigen und irrationalen „Lebensgehalt“ noch in die Höhe peitscht. Nur selten wird der Kundige an einer überaus gefühls- und tiefevoll in die Welt triefenden „Seele“ — wo also in dieser selbst die Hauptbetonung liegt und sachliche, wenn auch tiefbegründete und schwer formulierbare Ziele fehlen, — den Beigeschmack der Auflösung und der Unsauberkeit vermissen.

4. Die Beziehung des Ekels zu Leben und Tod.

Zusammenfassend stellen wir fest, daß der Ekel durch die Nähe, bzw. die in dieser Nähe liegende „anfechtende“ Einwirkung von Gebilden, deren Seinsart in bestimmter Weise auf „Leben“ und auf „Tod“ hinweist, hervorgerufen wird. Was ist nun unter dieser „bestimmten Weise“ und was ist unter jener „Anfechtung“ zu verstehen?

a) Das Lebensplus im ekelhaften Gebilde bedeutet: „Unterstreichungs“, „übertriebene Darstellung“, „überladene Ausprägung“, „aufgeschwollene Redundanz“ der Lebendigkeit und Organizität — gegenüber Norm, Gerichtetheit, Plan des Lebens, gegenüber seinem Gerüst: ein Wort, in dem die Bedeutung des Anorganischen, des von Leben Ungesättigten, sozusagen des Skizzenhaften für das Leben im vollen Daseinssinne des Wortes angedeutet ist. Es mag sich in diesem Lebensplus um eine mehr oder weniger ausgebildete Seite des daseinshaften, zusammengehaltenen individuellen Lebens selbst (roher, unvornehmer, gleichsam „schwitzender“, „rauchender“ Lebensdrang) oder aber um die *danse macabre* der Belebtheit bei Aufhören des eigentlichen „person“-mäßigen Lebens, bzw. der Teilnahme an ihr (Verwesung, Abstoßung und Ausscheidung von Stoffen) handeln; es mag auch die Frage verschieden zu entscheiden sein, wie weit dieser Erscheinung eine metaphysische Gültigkeit zukommt und wie weit sie durch das assoziative Denken der Subjektperson ergänzt oder erzeugt wird: im Phänomen des Ekelhaften ist dies Lebensplus notwendig enthalten. Nach unserer Meinung — die vielleicht durch Einiges in dem bisher Dargelegten gestützt wird — entspricht auch diesem Phänomen etwas metaphysisch Bestehendes; der Gegensatz „reduzierender Lebensschwingung“ und „gegliederten zweckhaften Lebens“ selber ist eine metaphysische Gegebenheit und nicht der Alptraum empfindsamer Einbildungskraft. In jedem empirischen Fall freilich, wohl auch in jedem Ekeltyp, mag der Anteil der letzteren wechseln. Sein Mindestmaß dürfte er im reinen Fäulnisekel annehmen.

Die hier als Ekelmotiv gekennzeichnete „Lebensüppigkeit“ steht weiter in Beziehung zum „niederen“ Leben im Gegensatz zum höheren, durchgeistigteren; sowie zur „Verschmelzung“ im Gegensatz zu Abgrenzung und Individualität. Das „nieder organisierte“ Leben neigt nämlich mehr zu hemmungslosem, qualitätsgleichgültigem Wuchern; Geist bedeutet immer Spannung, Hemmung, Brechung und Maßbestimmung. Niederes Leben ist gewissermaßen nackteres Leben, mehr Nur-Leben. Lediglich in diesem Sinne hat das „Niedere“ etwas mit Ekelmotiven zu tun; Körperlichkeit, physische Kraftfülle, Robustheit, Erdhaftigkeit gehören keineswegs in diesen Kreis. Nicht das feste Wurzeln in den niederen Seinssphären, auch nicht diese selbst, nur ihr ungeordnetes, gleichsam anspruchsvolles, der Intention nach „unendliches“ Aufschwellen kann Gegenstand des Ekels werden. Das schlüpfende, fast unterirdisch anmutende Ungeziefer nennen wir nicht etwa „erdhaft“ (wie eine gewisse, so recht das Gegenteil von

Ekelhaft vorstellende Menschensorte), vielmehr erweckt es die Phantasievorstellung eines bewegten, tobenden, ungehörig verlebendigten Erdbodens. Gierige Gefräßigkeit mag ekelhaft sein, nicht aber eine Vorliebe für tüchtige, substanzielle Mahlzeiten, usw. — Was die Vermischung und Undifferenziertheit angeht, so denke man etwa an die Fäulnis mit ihrem unendlichen Ausbreitungs- und Homogeneisierungsdrang; an die Ekelelemente der Feuchtigkeit, Breiartigkeit, Klebrigkeit. Auch die „Lebensüppigkeit“ (im hier gebrauchten Sinne) überhaupt trachtet Grenzen zu durchbrechen, alles Umgebende zu durchdringen. Sie steht im schärfsten Gegensatze zu individueller Formung und Abschließung; man vergegenwärtige sich nur den Begriff der „Orgie“, der „Unzucht“, oder aber Dinge wie „Geschwulstwachstum“, wie „Plasmodium“ usw. Indes Gemeinschaft in diesem Sinne soll nicht etwa mit Beziehungsreichtum oder mit Liebesgemeinschaft verwechselt werden. Nicht um ein Aufgreifen, Umarmen, Wesenserleben des fremden Seins handelt es sich, sondern um ein Dahinschmelzen, ein Aufhören — sei es ganz oder teilweise; letzteres ist für den Ekel wichtiger — der Sonderwesen. Die Art, wie uns der Gegenstand im Ekel anspricht und anzüngelt, ist nicht die einer — wenngleich unerwiderten oder sonst irgendwie irrenden — Liebe, vielmehr steckt darin etwas Ungutes, Liebloses, ein Trachten nach unserem Sein, ein höhnisches Grinsen über unsere unabstreifbare Affinität zu diesem „ekelhaften“ Gebilde da. Es geht hier nicht um Vereinigung und feste Bindung, sondern um ein hemmungsloses Mit- und Durcheinander, dessen Kehrseite Zerfall, Verstauben, universelle Gleichgültigkeit sind (Gewimmel). Der vollen Intention nach ist es Tod und nicht Leben, was sich uns im Phänomen des Ekelhaften ankündigt.

b) Für die Todesintention im Ekelanlaß ist dies am bezeichnendsten, daß sie überall seiner Lebensintention selber innewohnt, als führe das an ihm hervortretende Mehr-Leben gleichsam kurzschlußmäßig in den Tod über, als entspränge dieses potenzierte und verdichtete Leben einer ungeduldigen Todessehnsucht, einem Verschwenden-, Verausgabenwollen der Lebensenergie, einer makabren Ausschweifungslust der Materie. Zunächst liegt hier ja immer ein trotz der Note überbetonter „Fülle“ in seinen Dimensionen verarmtes Leben vor, eine Desertion aus dem Gesamtgefüge des Lebens, ein Überschäumen eine Lebenslinie entlang. Die intentionalen Hintergründe, die Blickperspektiven, der Ganzheitscharakter fehlen dabei, das Leben wird in ein wesenhaft gleichförmiges „Fluidum“ des Lebens hineingepreßt. (Vgl. dazu die Lebenshaftigkeit der Fäulnis, des Ab-

fallsstoffes, des Gewimmels, der unsachlichen geistigen Überschwenglichkeit.) In diesem Mehrleben selber wohnt das Nichtleben, der Tod. Freilich kann diese Vertotung auf dem Wege der Lebenskumulierung, die — etwa dem schlichten Sterben, Schwinden gegenüber — in ihr liegende sonderbare Verzerrtheit, etwa eine in den Rahmen der Totheit hineingezauberte Belebtheit, auch sehr „interessant“ anmuten, was bei ekelhaften Gegenständen oft der Fall ist; das Ekelhafte in verdünnter, angedeuteter Form hat eine gewisse Beziehung zum „Pikanten“. Liegt doch im Ekelhaften — und zwar in seinem Sosein, nicht in seiner daseinsmäßigen Brauchbarkeit — eine zunächst fast wertneutrale „Einladung“ zur „Befassung“ mit ihm. Dies aber ändert nichts an seinem stets todesschwangeren Charakter. In den meisten und typischsten Fällen geht der Ekelsgegenstand mit sichtbaren Schritten seinem eigenen Zerfall entgegen, sei es in Form der fäulnismäßigen Zersetzung, der Desorganisierung, des Zerstiebens, der Erbeutung durch niedriger gelagerte, rohere Lebenskräfte (z. B. im Sozialleben Diktatur als Ende der Korruptionsepoche mit ihrer Sumpflütenfülle). Eigens muß jene Art der ekelhaft sein könnenden Lebensüppigkeit erwähnt werden, die zwar Armut, Gleichförmigkeit und Linearität, nicht aber — will man sich gewagter metaphysischer Annahmen enthalten — pathologische Entartung in sich schließt: die Unbändigkeit der Fortpflanzung und des Wachstums. Darin ist das rasch eintretende Absterben, die Überbetonung des Auf und Ab des Lebens intendiert — man vergegenwärtige sich die Erscheinung „Eintagsfliegen“, „Mückenschwärme“. Für das Individuum, die eigentlich geformte Lebenseinheit, bedeutet hier das Leben nichts als den Tod. Gebilde dieser Art sind es, die der Lebensdrang-Idee Schopenhauers und der These, daß der eigentliche Sinn des Lebens der Tod sei, recht zu geben scheinen. In all dieser Kurzlebigkeit und Abortushaftigkeit aber, gepaart mit Schnellebigkeit und wildem Lebensseifer, liegt etwas Ekelhaftes, wie zweifellos auch (für den Europäer) im tropischen Rhythmus des physiologischen, auch des Pflanzenlebens.

Die sich weiter ergebende Todesintention ist nun die daseinsmäßige: die „Schädlichkeit“ der ekelhaften Dinge, ihre Aggressivität, — die Drohung, den in ihren selbst wirksamen Zerfall auf alles, was sie berührt, zu übertragen. Das muß nicht heißen, daß der Zerfall sich in derselben Form, etwa wie eine ansteckende Krankheit, verbreitet, sondern daß er wieder Zerfall und Schwächung in irgendeiner Form erzeugt, und zwar nicht rein „feindschaftsmäßig“, wie schlechthin ein Gift, sondern doch in gewissermaßen ansteckender Art, auf Grund eines „Verkehrs“ mit dem Angegriffenen. Keineswegs

ist indes alles Ekelhafte auch „schädlich“, aber es ist doch in recht wichtigen Fällen eine solche Beziehung vorhanden: Giftigkeit faulender Stoffe, Bösartigkeit von Insekten, Verbreitungsdrang und boshafte Streben sittlicher Verkommenheit. Nur freilich steht beim Bild des Ekelhaften — als solchen — die „Gefährlichkeit“ und also überhaupt die Daseinsbedeutung niemals an zentralem Ort. Soweit dies der Fall ist, besteht Angst und nicht Ekel. In der Tat sind ekelhafte Gebilde sehr häufig vorwiegende Gegenstände der Angst, des Grauens, sind schrecklich oder unheimlich. Solange aber der Ekel vorherrscht, wird die Beschaffenheit des Gegenstandes einschließlich seiner Expansivität und Aggressivität, nicht aber die von ihm ausgehende Gefahr intendiert. Im allgemeinen ist ja Voraussetzung seiner Wirksamkeit eine mehr-minder freie Hinwendung und Annäherung des Subjekts, z. B. daß man die verdorbene Speise auch wirklich verzehrt usw. Auch wird die gefürchtete Wirkung des Ekelhaften mehr nur als eine peripherische, „lästige“, nicht als eine tödliche, lebensdurchdringende gemeint. Man fürchtet, sich mit dem Gegenstand zu beschmutzen, von ihm angeklebt zu werden, wohl auch, mit ihm in eine gewisse Gemeinschaft, ein dauerndes, auf einen selbst abfärbendes, die eigene Person beeinträchtigendes Verhältnis zu treten; — nicht aber, zu sterben, physisch schwer „beschädigt“ zu werden (also überhaupt den eigenen Gesamtzustand intendierend), und auch nicht, mit jenem Gegenstand metaphysisch eins zu werden, sein Ich zu verlieren. (Auch der letzteren Intention entspricht vielmehr Angst.) Man denkt im Ekel überhaupt nicht an die „Folgen“ einer näheren, etwa aktmäßigen Berührung, sondern an die dabei eintretende Verstärkung des Näheverhältnisses, die „drohende“ Steigerung des Ekels selber durch Versenkung in den Gegenstand; und allenfalls noch an den aggressiven, störungslüsternden, Abwehr heischenden und eine Bejahung der Nähe schon allein „widerratenden“ Charakter desselben schlechthin. Die oben erörterte Todesintention bezieht der Angeekelte nicht auf sein Sterben oder seinen Zustand nachher oder sein geistig-sittliches Ersterben, sondern — soweit überhaupt die eigene Person mitintendiert wird, und dies ist schon kraft der Nähevorstellung der Fall — auf sein Hineingestelltsein in Totes und Toderfülltes: allerdings mit Rückbeziehung auch auf seine eigene Verwandtschaft damit, nicht aber auf die Wendungen seines Schicksals. Hier sind wir bei der Frage nach der Art der „Anfechtung“ im Ekel angelangt.

c) Die vom Ekelhaften ausgehende „Anfechtung“ trägt — der im Kap. II beschriebenen „Ambivalenz“ des Ekels gemäß — einen

Doppelsinn. Sie ist Einladung und Abschreckung, Lockung und Drohung zugleich; die im Ekelhaften liegende „Koketterie“ ist bereits von der dekadenten Dichtung erkannt worden. Gewiß überwiegt darin das Negative; das unterliegende positive Element steigert nur die Heftigkeit der Abwehrreaktion, indem ja diese sich einem Gebilde gegenüber, dem man auch zu nahen sich versucht fühlt, durchsetzen muß. Es ist natürlich nicht im entferntesten so, als würde einfach die Anziehung durch einen mystischen „Druck der Kultur und Erziehung“ in Abstoßung umgestülpt; das Element der Abstoßung ist gleichfalls wurzelfest da. Allein es ist gleichsam erst die Einladung, welche die Abschreckung aktualisiert. Das Ekelhafte wird nur aktuell geflohen, weil es sonst aufgegriffen würde und das eben ganz ursprünglich nicht werden darf. Ursprünglich: nicht infolge nachteiliger Erfahrung hinsichtlich der Folgen, sondern kraft echter Soseinsbezugnahme auf den Gegenstand.

Grob gesprochen, stellt sich die Anfechtung im Ekel inhaltlich auf die Weise dar, daß der Gegenstand für das Subjekt zugleich Leben und Tod (letzteren im endgültigen, überwölbenden Sinne) bedeutet und beides dicht an dasselbe heranträgt. Das Angeregtwerden durch das sich hier präsentierende „Lebensplus“ wird namentlich durch die Anknüpfung an funktionale Seiten der Subjektperson erklärt: in ihr entsteht die Versuchung, den Gegenstand zu essen, zu berühren usw. Aber auch die Todesintention trifft den Angeekelten unmittelbar; das Angeregtwerden und seine innere Verneinung ist nur für die Aktualisierung und Redundanz der Abwehr, nicht für die Bildung der Abwehrstellung selbst verantwortlich zu machen. Dieser Kontakt beruht auf der „Verwandtschaft“ des fühlenden Menschen selber mit jenem todhaften Leben. Letzteres „droht“ nicht bloß, wie etwa ein gefährlicher Gegenstand, der andererseits schön ist und daher doppelt unheimlich berührt (z. B. ein schöner Tiger, ein großartiger Wasserfall sind nichts weniger als ekelhaft; ebensowenig eine schöne, aber als herrschsüchtig bekannte Frau oder eine schmackhafte, aber verbotene Speise!), — sondern es besteht auch hier eine gewisse intime, allerdings verneinte, Wesens-(Soseins-)beziehung. Die im Ekelhaften gegenwärtige Todesfratze mahnt uns an unsere eigene Todesaffinität, unsere Todesunterworfenheit, unsere geheime Todeslust: also nicht wie der Totenkopf mit der Sanduhr, an die rein daseinsmäßige Unentrinnbarkeit des Todes, ähnlich der erbarmungslos herannahenden Hinrichtungsstunde eines zufällig zum Tod Verurteilten, sondern an unsere Wesensbotmäßigkeit dem Tod gegenüber, den Todessinn unseres Lebens selbst, unser Bestehen aus todgeweihter, man könnte

sagen todestrunkener, verwesungsbereiter Materie. Das Ekelhafte hält uns keine Sanduhr, sondern einen Vexierspiegel vors Auge; und nicht den Totenschädel in seiner trockenen Ewigkeit, sondern gerade das, was am Totenschädel nicht mehr dran ist, in seiner tiefenden Verwesung.

Dessenungeachtet aber bedeutet der Ekel nicht etwa Angst und Grauen vor der eigenen Auflösung, kein Verweilen bei der eigenen Brüchigkeit, vielmehr ein auf den Gegenstand bezogenes Übelsein, ein Durchhuschen seiner Beschaffenheit, seines Soseins, in einen entfernenden Stoß gegen denselben mündend. Erst wenn man über Ekelhaftes und Ekel nachdenkt, meditiert, der eigenen Bestimmung als „Fraß der Würmer“ gewahr wird, verfällt man in jene erstgenannte Einstellung. Im Ekel selber greift sie nur soweit Platz, als man etwa von Teilen seines eigenen Leibes oder Lebens angeekelt wird. Im Vordergrund des Ekels bleibt der Gegenstand mit seinem Sosein. Besser gesagt: mit seinem Sosein, samt dem speziell betonten Daseinsmoment der Nähe. Wir sagten „entfernender Stoß“; eine so heftige, gleichsam triebmäßige Abwehrreaktion wäre ja bei voller Ausschaltung des Daseinsmoments (deren maximalen Grenzfall in der ästhetischen Bewertung zutage tritt) gar nicht möglich. Nur richtet sich diese Daseinsintention nicht auf die eigene Lage schlechthin (den eigenen Bestand!), mit ihrer Bedingtheit durch die Wirksamkeit des Gegenstandes; sondern auf diese Nähe des Gegenstandes. Nähe als sinnliche Wahrnehmbarkeit, „Spürbarkeit“, Naheliegen funktionaler Beziehung, Verkehr und Gemeinschaft. Eine Nähe, die zwar aktuell wie jede Nähe zufällig-daseinsmäßig zustande kommen mag, aber eine „Nähe“ im vollbetonten Sinne erst vermöge der eigenen Beschaffenheit, des eigenen „*Nisus*“ der Subjektperson ist; wir möchten sagen eine „substanzielle Nähe“, ein „metaphysisches Milieu“. Es ist dies nicht der einzige Fall, daß eine Daseinslage durch eine Fülle von Soseinselementen bestimmt und gestaltet wird — und daß andererseits die Daseinslage selbst wieder in einem Sosein vertreten ist, dieses Sosein durchwaltet. Denn dies erst läßt uns die Angelegenheit gewissermaßen begreifen: daß — worauf wir einmal schon anspielten — diese substanzielle, auf unseren allgemeinen Seinseigenschaften mit beruhende Nähe im speziellen Sosein des ekeleinflößenden Gegenstandes verdichtungsweise vertreten ist. Der Ekel präsentiert der Subjektperson nicht sie selbst: dazu wird ihr Gesamtsein zu wenig aktuell berührt, ihre Seinsgestaltung zu wenig beeinflußt; im Erlebnis wird vielmehr die spezielle Lage, in der sie sich befindet, intendiert. (Denn das Erlebnis knüpft zwar an das menschliche Sein überhaupt,

nicht aber — außer in inhaltlich besonders bestimmten Fällen — an die Sonderprobleme der betreffenden Person, noch auch an die organische Entwicklung der sie umgebenden, ihr bevorstehenden Ereignisse an.) Nun aber bildet diese spezielle Lage, die Nähe jenes Gegenstandes mit der eigentümlichen Lebens- und Todesintention, mit der Beschaffenheit des Gegenstandes selbst, mit seiner Lebens- und Todesdemonstration, eine Einheit. Im Gegenstand selbst ist eine „perverse“ Nähe von Elementen, eine durchgängige Nähe, die zugleich Lebensschwüle und Verneinung der lebensformenden Spannungen bedeutet, enthalten: eine Nähe, die aus ihrer innersten Natur heraus auf Ausbreitung, auf lawinenartiges Anschwellen abgestimmt ist. Das bloße zufällig-daseinsmäßige „In-Sicht-Sein“ eines in diesem Sinne nähelichten Gegenstandes tritt dem Subjekt gegenüber schon als eine vollgetönte, aggressive, „heiße“, anklebende Nähe auf. Der Gegenstand ist ihm einheitlich als „dieser näheerfüllte Gegenstand da“ gegeben. Daher die wegstoßende Abwehrreaktion gegen ihn nebst seiner zentralen Soseinsintendierung. Und auf diese Art gewinnen wir augenscheinlich ein gewisses Verständnis des Zusammenhangs zwischen formalem und materialem Sinn des Ekels, seiner Gegenstands-Soseins-Intention und seinem Streben nach Abwehr des Todes und Verweigerung der Gefolgschaft an ein lebensverratendes Lebensschwelen. Auch dem Verständnis jenes Sonderphänomens sind wir hierdurch näher gekommen, daß unter Umständen die Nähe eines Gegenstandes, der an sich der Beschaffenheit nach nicht ekelhaft wäre, ihn selber, sein Sosein „ekelhaft“ erscheinen lassen kann: wie es beim Überdruß oder bei einer verabscheuten sexuellen Annäherung mit dem betreffenden Genuß, bzw. Körper der Fall ist. Der Ekel ist hier zwar primär ein „Sachverhaltsekel“, allenfalls ein subtilerer, moralischer Ekel; aber er konzentriert sich womöglich auf den anschaulichen, soseinseinheitsmäßigen Gegenstand, der Hauptträger jener moralischen Bewandnisse ist. (Bei vielen anderen Gefühlsregungen geht eine „assoziative Übertragung“ ähnlicher Art lange nicht mit solcher Wucht vonstatten; z. B. Angst vor gewissen Schicksalsmöglichkeiten wird noch lange nicht so selbsttätig zur Angst vor den Menschen, die an der Gestaltung derselben beteiligt sind.)

Zum Schlusse sei noch vermerkt, daß durch die Möglichkeit all dieser Erörterungen selber unsere Anfangshypothese von der Einheit des Ekels und — in gewissem Sinne — des Ekelhaften eine Bestätigung erfährt. Die Verwandtschaft des moralisch Ekelhaften mit dem physisch Ekelhaften ist keine bloße Kopie von Formverhältnissen, vielmehr eine — auch durch zahlreiche Übergangserschei-

nungen (vgl. Lebensdrang überhaupt, Sexualität, Überdruß usw.) bezeugte — inhaltliche Wesensgleichheit. Diese Feststellung soll auch zur Würdigung der Bedeutung des Ekels als Lebensangelegenheit beitragen.

IV. Zur Ethik des Ekels.

„Denn greulich vor uns, wildverschlungen floß
Ein Strom von Aas, auf dem die Sonne tanzte.
— — — — —

Ich nannt' mich Liebe, und nun packt mich auch
Dies Würgen vor dem scheußlichsten Gesetze —
— — — — —

Mein Vater du, so du mein Vater bist,
Laß mich doch lieben dies verweste Wesen,
Laß mich im Aase dein Erbarmen lesen:
Ist das denn Liebe, wo noch Ekel ist?!
— — — — —

Er neigte wild sich nieder und vergrub
Die Hände ins verderbliche Geziefer:
Und ach, von Rosen ein Geruch, ein tiefer,
Von seiner Weiße sich erhob.“

F. Werfel: „Jesus und der Äser-Weg“.

1. Die ethische Funktion des Ekels.

Im vorhergehenden Kapitel wurde die Rolle des Ekels in der moralischen Ablehnung, in der Erkenntnis des Unsittlichen mit Heranziehung mehrerer Beispiele behandelt. Diese Rolle wird nicht widerlegt, vielmehr bestätigt dadurch, daß Ekel und ethische Verurteilung nicht parallel, sondern nur in einem uneindeutigen Zuordnungsverhältnis auftreten. Dasselbe gilt noch mehr etwa vom Haß und von ähnlichen Verneinungsgefühlen. Zu ihrem Charakter gehört die spezielle Inhaltsgebundenheit, der „irrationale Rest“, sozusagen ein irregulärer Dienst des Sittlichguten. Der Ekel ist kein primäres Erlebnis des Bösen, er deutet nur — soweit es sich überhaupt um Geistig-Sittliches handelt — auf Böses hin. Mit anderen Worten: er zeigt die Anwesenheit einer besonderen Qualität des Unsittlichen, nämlich des moralisch „Fäulnishaften“, „Angefauten“, an. Um diese Qualität etwas näher zu umschreiben, vergleichen wir den Ekel mit einem ihm verwandten, allgemeineren moralischen Verwerfungsgefühl, der *Verachtung*.

Obwohl sie nicht jede Wertaberkennung gleichermaßen begleitet, ist die Verachtung ausgesprochen ein Urteilsgefühl. Sie setzt das ungünstige Urteil über ihren Gegenstand nicht nur logisch, sondern im aktuell-erlebnishaften Sinne voraus. Nur bei einem urteilsfähigen, urteilsgewohnten Menschen ist Verachtung möglich. Verachtung ist

eine Stellungnahme, die nicht nur begründet werden kann, sondern die eigene Begründbarkeit leuchtend auf der Stirn trägt, im Falle einer wirklichen Widerlegung aber tatsächlich zum Erlöschen kommt. Andererseits aber scheint auch die Verachtung in ihrer schlichten Gefühlsmäßigkeit etwas über das ablehnende Urteil hinaus zu enthalten, einen Stich ins Biologische, einen Anflug vom Ekel selbst. Im einzelnen kann ein Gegenstand Verachtung ohne Ekel erwecken, im allgemeinen aber, scheint uns, setzt Verachtung die Ekeltönung voraus. In sehr vielen Fällen sind Ekel und Verachtung im moralischen Ablehnungsgefühl vereint; man pflegt auch jemand „wie einen Wurm zu verachten“ usw. Nicht alles ethisch Verurteilte wird zugleich verachtet, und auch im außerethischen Wertleben gibt es etwas, das mit Fug Verachtung genannt werden kann. Die Verachtung richtet sich nicht sowohl schlechterdings auf das Wertwidrige als vielmehr auf das Geringe, Unvornehme, Unfähige und Versagende: und zwar namentlich dann, wenn dasselbe doch Wertansprüche erhebt, eine günstige Beurteilung erkämpfen will, um die Gunst des Subjektes buhlt. Auch darin zeigt sich die Analogie mit dem Ekel: als stärke in der Verachtung ein formalisierter, erkalteter, normierter Ekel. Verachtung und Ekel stimmen darin überein, daß sie beide dem Wertwidrigen gelten, das zugleich elend, brüchig, in der Niederlage befindlich ist, sei es auch nicht in jeder Hinsicht, aber von gewissen Wesens Gesichtspunkten. Doch die Verachtung betrifft dabei mehr das Element der Unzulänglichkeit, ethisch-willensmäßigen Nichtbewährung, niedrig-armselig-animalischen Lebensauffassung, der Ekel mehr das Element einer irgendwie „schmutzigen“, der substanziellen Fäulnis entsprechenden Beschaffenheit. Etwa Kleinlichkeit wird oft verächtlich, niemals ekelhaft sein; raffinierte und mit Geist gespickte Wollust aber viel eher ekelhaft als verächtlich. Eine Tat als solche kann verächtlich sein, für den Ekel wäre aber dieser Gegenstand zu abstrakt; er wird sich niemals gegen den nackten Tat-Bestand als solchen, sondern gegen die darin vielleicht plastisch dargestellte Persönlichkeit des Täters oder gegen die in der Tat enthaltenen oder mit ihr verknüpften konkret-anschaulichen „Vorgänge“ richten. Denn andererseits erstreckt sich der Bereich des Ekels auch auf Dinge wie „Lage“, „Angelegenheit“, „Materie“ (man denke hinzu: „unappetitlich“, „unsauber“!), die keineswegs „verachtet“ werden können.

Daher schreiben wir dem Ekel eine unersetzliche und legitime ethisch-kognitive Funktion zu, welche von der Verachtung allein nicht versehen werden kann. Stünde man freilich etwa auf dem Boden des kategorischen Imperatives, so ginge dies nicht an; denn

dieses Ethos kennt nur Tunsmaximen und allenfalls noch den aus ihnen „gefolgerten“ Charakter. Eine Wertethik aber, welche sich aller moralischen Tönungen und Abschattungen annimmt, wird die Leistungsfähigkeit des Ekels auf diesem Gebiet nicht verkennen dürfen. Gewiß kommt dem Ekel nicht jene normative Gewißheit zu, wie der Verachtung; eine innere Vermengung mit außer-ethischen Geschmacksregungen liegt bei ihm ungleich näher, überhaupt kann er für ein abschließendes ethisches Urteil nur Wegweiser, nicht aber unmittelbar bestimmend sein. Dafür aber eignet ihm eine Urwüchsigkeit und eine Intimität des Fühlens, des „Spürens“, welche der Verachtung gänzlich fehlt und welche die ethische Orientierung in konkreten Angelegenheiten unschätzbar festigt.

Welcher aber ist jener Typus des Bösen, besser der Beziehung des Menschen zum Bösen, der speziell geeignet ist, Ekel zu erwecken, und dann urteilsmäßig: die Feststellung hervorzurufen, daß ein Mensch „unsauber“, „angestochen“ sei? Nehmen wir an, ein Mensch stehe ganz im Dienste einer bösen Sache oder Leidenschaft, oder zumindest soweit er böse ist, sei er es mit vollem Bewußtsein, etwa das „gemeinhin für böse Gehaltene“ für das eigentlich „Gute“, Wertvolle, Unbekämpfbare erklärend. (Die Intentionslage kann da noch eine recht verschiedene sein.) Dieser Satanismus des großen, harten Verbrechers, erstrecke er sich auch auf Regionen des Trieb- und Interessenlebens außer dem Machtwillen im engeren Sinne, ist weder im primären Sinne verächtlich noch ekelhaft; um ihn als solchen zu sehen, bedürfte es schon einer metaphysischen Perspektive, für die freilich der Teufel letzten Endes als der Betrogene figuriert u. dgl. m.; schlicht phänomenologisch ist hier weder Verachtung noch Ekel die angemessene Eindrucksantwort. Hat nun jemand, der mit seiner ganzen Überzeugung am Guten hängt, Elemente des Bösen in sich, etwa Leidenschaften und Schwächen, denen er hin und wieder oder in gewissem Sinne sogar dauernd unterliegt, so mag dies wie alle Schwäche im sittlichen Leben verächtlich sein, nicht aber so recht ekelhaft, denn dieser Mensch lebt nicht eigentlich im Bösen. Ein anderer Typus des Verächtlichen ist die kleinliche, triviale Gemeinheit, wo kein Unterliegen im inneren Kampfe stattfindet, sondern der Mensch etwa bereits im voraus sein Kompromiß mit dem Bösen schließt, das ihm leichter über die Klippen des Lebensweges hinweghelfen soll: also eine ethische Anspruchslosigkeit der Lebenseinstellung. Auch hier ist die eigentliche Domäne des Ekels nicht: die Erscheinung ist zu abgeschlossen, stabil, farbenarm, wohl auch in gewissem Sinne zu „gesund“, um wirklich ekelhaft sein zu können.

Die Unsittlichkeit, die vor allem Ekel erweckt, weist eine andere Struktur auf. Sie tritt an solchen Charakteren auf, die 1. eine gewisse Distanz zum Bösen haben, nicht einfach und fest mit ihm verbündet sind, sich nicht einfach von den ethischen Kategorien lossagen; 2. mit dem Bösen aber nicht im (etwa aussichtslosen) Kampfe, vielmehr in einer immer wieder erneuerten, immer wieder aktuell werdenden Umarmung liegen, sich stets von ihm „erobern“ lassen; 3. demnach auch das Böse „erleben“ und, soweit dies darin vorausgesetzt ist, doch auch einen innerlichen Kampf „pro forma“ ausfechten, überhaupt aus ihren moralischen Bewandtnissen ein gewisses „Geschehen“ herausholen, mit ihrer Gestaltung einen „Lärm“ entwickeln. Hier bietet es sich gleichsam anschaulich dar, wie eine Personsubstanz in Fäulnis übergeht, im Gegensatz zu den Typen der satanischen Hochaktivität eines einheitlichen Personstrebens (ziele auch dies auf eine metaphysische Selbstvernichtung hin), des doch noch irgendwie äußerlichen Bezwungenwerdens durch das Böse und der bloßen bequemen Tributpflichtigkeit an das Böse. In der moralischen Fäulnis wird das Innerste, Erlebnismäßige, gleichsam das Wertvollste der Person mitgenommen und erglänzt im Schimmelsgisch: nicht eindeutig herrscht da ein geschlossenes böses Streben, vielmehr neigt das „ursprünglich“, mindestens einer Möglichkeit nach Güte- und Adelshältige ins Verworfenen, in die Attitüde unverantwortlichen Lustschwelgens hinüber. Eine gewisse Zweifelhafte, eine oft täuschende Mehrdeutigkeit des sittlichen Vorzeichens gehört zum Wesen dieses „angefaulten“ Typus, des moralischen „*haut-goût*“, wie man eine nicht mehr frische Speise, die man vorgesetzt bekommt, zunächst als „zweifelhaft“, „verdächtig“ empfindet. Die Tönung des „nicht mehr“, bzw. „schon“, ist hier gleichfalls wichtig; der behandelte Typus befindet sich „fäulnishaft-schicksalhaft“ in einer permanenten Hinbewegung zum Bösen. Solche Menschen geben auch zuweilen vor, einem „übermoralischen“ und doch „werterfüllten“ (nicht bloß zwingenden) „Schicksalslaufe“ zu gehorchen. — Beim eigentlichen Verbrechertyp jedoch läßt die Vergleichbarkeit mit „Fäulnis“ nach, da hier von einer empirischen „Zersetzung“ der Person, wie sie beim verfaulten organischen Stoff der Fall ist, nicht die Rede sein kann. Geisteskrankheit aber ist wieder insofern nicht fäulnisähnlich, als in ihr nicht Lebensplus und Todesintention im Rahmen gegebener funktionaler Lebensstruktur, sondern eine Umbiegung dieser Struktur selbst zutage tritt, als in ihr überhaupt nicht Leben und Tod als substantielle Vorgänge, sondern Zustände der gesamten (geistigen) empirischen Lebenseinheit berührt werden. Es können freilich auch

Gebilde der Geisteskrankheit, ähnlich der körperlichen Verwachsenheit, „ekelhaft“ wirken. Ekelhaft im zentralen Sinne aber ist nur die „moralische Fäulnis“, indem sie die etwa „pervers“, „hysterisch“ unterfärbte Auslieferung der Wertelemente der Seele an böse und personzersetzende Strebungen und Erlebniskomplexe zur Schau trägt. Der Seeleninhalt selbst wird da „verdächtig“, „nicht einwandfrei“, seiner ganzen Bedeutung nach „verlogen“, mitsamt seinen Werten selber „angefault“, des Fäulnisprozesses schwanger. Daß dieser Typus etwas „Reizvolles“, Anlockendes haben kann, gehört mit zu seiner Ekelbeziehung; daß er dabei faktisch eher zu täuschen vermag als das physisch Ekelhafte, liegt an der geringeren Unmittelbarkeit, geringeren Dringlichkeits-Eindeutigkeit moralischer gegenüber physischen Reaktionen: auch eine reine Verbrechernatur täuscht noch mehr als ein wildes Tier oder ein unmittelbar „gefährlicher“ Mensch.

Mit dem hier stattfindenden Mißbrauch positiver seelischer Werte einerseits, mit der Soseinsbetontheit des Ekels andererseits hängt es zusammen, daß das moralisch Angefaulte und Ekelhafte in besonders naher Beziehung zur erotischen Sphäre und ferner zum Habitus der Rede der betreffenden Menschen steht. Eine nähere Beschreibung dieser Phänomene und ein weiterer Ausbau der Typisierung des Bösen, wie sie hier versucht worden ist, müssen wir uns versagen.

Ein Wort noch über die ethische Bedeutung des physischen Ekels. Daß körperliche Sauberkeit und Ordentlichkeit sowie die Betätigung gewisser sozusagen gesellschaftlich geeichter Ekelgefühle eine sittliche Relevanz haben, ist allgemeine Anschauung. Sie stützt sich nicht einzig auf die hygienische Bedeutung der Sauberkeit, die wohl heutzutage auch übertrieben wird. Wenn behauptet wird, daß der äußerlich schmierige Mensch es auch meist innerlich sei, so muß dagegen das Vorhandensein eines Typus erwähnt werden, welcher peinliche körperliche Nettigkeit mit Immoralität verbindet. In jedem Grade von Sauberkeit und Ekelbereitschaft kann eine qualitativ verschiedene Intention stecken: Nachlässigkeit ist noch nicht Unempfindlichkeit, — und Sauberkeit kann aus echtem Reinheitsbedürfnis, aus erotischem Raffinement, ja auch aus Wunsch nach irgendwelcher Beschäftigung mit beschmutzenden Stoffen erfließen. Auf jeden Fall dürfte der echte Mangel an physischer Ekelfähigkeit auch eine Atrophie des ethischen „Ausschlußerlebnisses“, eine ungenügende Entwicklung der Abgrenzungs- und Distanzgefühle verraten.

2. Das Problem einer „Überwindung“ des Ekels.

Die Idee, die dem von uns auszugsweise als Motto verwendeten schönen Gedicht F. Werfels zum Thema dient: daß Ekel ebenso wie Angst überwunden werden könne und daß dies ethisch verdienstlich sei, ist bereits in mehreren Variationen verfochten worden. Ohne auf eine Parallele mit der Beurteilung von Mut und Feigheit einzugehen — eigenes Dasein, Gefahr usw. einerseits, fremdes Sosein, Verkehr, Berührung usw. andererseits sind ethisch die denkbar verschiedensten Dinge! —, versuchen wir in dieser Sache noch Einiges klarzumachen.

Zunächst einmal zwei grundlegende Unterscheidungen. Es gibt vom praktisch-funktionalen Standpunkt aus zweierlei ekelhafte Gegenstände: solche, die sozusagen schon von Natur wegen ekelhaft sind, und solche, die es nur unter ganz bestimmten Umständen werden. Zur ersten Gruppe gehören namentlich die Exkremente und die schlechthin fauligen Stoffe. Das sind „Abfälle“ der Natur, die aus dem Mechanismus des Lebens ausgeschaltet, entfernt werden. Die in ihnen sich regende „Einladung“ wird eindeutig durch die von ihnen ausgehende Abstoßungswirkung überwölbt. Das Ekelgefühl gegen sie ist etwas „Natürliches“, Gegenstands-Angemessenes im strengsten Sinne, „ekelhaft“ ist hier ein Charakteristikum wie die Farben- oder Konsistenzbezeichnung. Anders verhält es sich mit Gegenständen, die irgendwie noch „funktionsfähig“ sind, im Leben stehen: Speisen, Tiere, Lebensgebilde. Hier ist das Ekelgefühl stets — sei es auch wie allgemein immer — „mutwilliger“, mehr auf einer „Entscheidung“ des Subjekts zugunsten der Abwehr beruhend. Eine Revision der Ekeleinstellung wird in diesbezüglichen Lagen grundsätzlich mehr am Platze sein. Die zweite Unterscheidung betrifft den im verabscheuten Gegenstände fallweise wohnenden „Anspruch“. Gewisse unter ihnen sind uns gegenüber vollkommen passiv; solange wir sie nicht „aufsuchen“: nichtexistierend. (Z. B. viele Insekten.) Oft aber liegt eine Aggression, eine aufgezwungene — etwa dauernde — aktuelle Nähe vor, — z. B. „Schmutz“, — ja mehr als Nähe: eine aufgenötigte Beziehung, ein Wertanspruch des Gegenstandes, ein Versuch seinerseits, in unserem Leben sich festzusetzen. Dies ist der Fall, wenn etwa die Annäherung einer Person als ekelhaft empfunden wird oder wenn sich eine ekelhaft dünkende Seelenart äußert und vorwagt. Die Beurteilung des Ekels selbst ist hier so zu denken: Einerseits besteht zwar im zweiten Falle (beim anspruchsvolleren Gegenstand) mehr die Gefahr einer voreiligen und blickbeengenden Verschanzung in der

Ekeleinstellung sowie der Nichtbeachtung vorhandener Werte; andererseits aber ist die Berechtigung des aktuellen Sich-Ekelns eine größere, und es kann sich weniger um ein mutwilliges, gleichsam lüsternes Schwelgen, eine Ekelsucht handeln.

Auf Grund all dessen wird nun die entscheidende Dinstinktion leicht zu verstehen sein. Diese bezieht sich auf die Art der im Ekel enthaltenen Verwerfungsintention. In der Tat kann sogar in zwiefachem Sinne eine Unterdrückung des Ekels gefordert oder doch nahegelegt werden. Einmal in dem Sinne, daß ein Ekelgefühl noch keine schlechthinige Zerstörungsintention gegen das betreffende Objekt begründen darf; es muß im Ekel noch nicht heißen: „Dieses ist zu zerstören“. Ekel allein kann unsere Einstellung zu einem Gegenstand noch nicht erschöpfend bestimmen — und gerade dort am wenigsten, wo er am meisten mit „Resens“ verbunden ist: also im Gegensatz zum Fall des Eindeutig-Ekelhaften, dabei aber Naturnotwendigen (Abfallsprodukte) etwa im Fall des „ekelhaften Menschentums“ am wenigsten. Der Ekel darf die Liebe zur Person überhaupt oder zu den kulturvertretenden Dingen überhaupt nicht einfach auslöschen; neben der bloßen Abwehr, Verneinung und Bekämpfung muß immer auch zumindest die Möglichkeit eines Änderns oder aber eines Bejahens „um des wertvollen Teilelements willen“ erwogen werden. Sodann ist eine Unterdrückung des Ekels im zuständlichen Sinne prinzipiell forderbar: daß also die Nähe ekelhafter Gegenstände oder die Hantierung mit ihnen im Falle der Zwecknotwendigkeit tapfer und mit einer gewissen technischen Gewöhnung („Abstumpfung“) ertragen wird. Wie im früheren Fall um eine intentionale Beschränkung und Relativierung, so handelt es sich hier um eine aktuell-psychische Überwindung des Ekels; naturgemäß eine allgemeine Bereitschaft dazu, gegebenenfalls eine Routine derselben mit eingeschlossen. Es gibt auch Materien, wo beide Forderungsarten sich verbinden: z. B. im karitativen Dienst, etwa in Abweichung von der bloßen wissenschaftlichen Forschung, wird der Ekel einesteils rein zuständlich als tätigkeitsstörender Faktor, zugleich aber auch im Sinne der tieferen Einstellung aus Menschenliebe überwunden.

Mit aller Entschiedenheit aber wenden wir uns gegen die Überwindung des Ekels, wenn dieses Ideal die Form annimmt, daß der Ekel als eine Art „engherziges Vorurteil“, eine „krankhafte Einbildung“, eine „Beleidigung der Natur“ usw. schlechterdings zu bekämpfen sei. (Ich las einmal den Aphorismus: „Nichts ist ekelhaft außer dem Ekel selber!“) Auch mit der Forderung einer universalen Abstumpfung des Ekels bis zur Unfähigkeit, ihn zu verspüren, sind

Und wie er so im dunkeln Tage stand,
 Brachen die Berge auf und Löwen weinten
 An seinem Kuie — — — — —“

Nicht eine Verirrung darf man also in der Erscheinung des Menschenlebens, der wir diese Betrachtung gewidmet haben, erblicken, sondern etwas an sich Sinnvolles und Legitimes, das indessen bei unkontrolliertem Gewährenlassen uns auch von manch Wertvollem im Leben absperren und an manchem edeln Werk hindern würde, und dementsprechend einer vielfachen Überprüfung, Abschleifung und Durchbrechung bedarf.

*

Literarische Schlußbemerkung.

Unser Gegenstand ist nicht dazu geeignet, dem Laster bibliographischer Akribie Vorschub zu leisten. Das Wenige, was sich darüber in der Literatur verstreut findet, ist nicht gerade aufschlußreich. W. W u n d t (Physiologische Psychologie, 5. Aufl., Leipzig 1902, II 5, S. 54 f.) weiß in Verbindung mit dem Ekel nur von „bitteren und salzigen Geschmackseindrücken“ zu reden. Dies ist ungefähr, als würde man das Problem des religiösen Erlebens mit einem Hinweis auf „Bergriesen“ erschöpfen wollen. Allzu lakonisch überhebt sich auch O. K ü l p e einer näheren Untersuchung: „Der Ekel, den man früher zu den Geschmacksempfindungen rechnete, ist wahrscheinlich eine in Verbindung mit Muskelempfindungen auftretende Unlust, die dem Erbrechen vorangeht“ (Grundzüge der Psychologie, Leipzig 1893, S. 102). — Das „Grausen“ als Synthese von Ekel und Schrecken erwähnt J. V o l k e l t (System der Ästhetik, 2. Aufl., München 1925, S. 160). — Wichtige Motive des Ekels entdeckt hingegen der Hegelianer K. R o s e n k r a n z (Ästhetik des Häßlichen, Königsberg 1853, S. 312 ff.): „Entwerden des schon Toten“, — „Ausscheidungen“, — Die unorganische Natur ist nur durch Analogie ekelhaft, — Das Oberste zu unterst gekehrt, — usw.